2,00 DM / Band 809
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

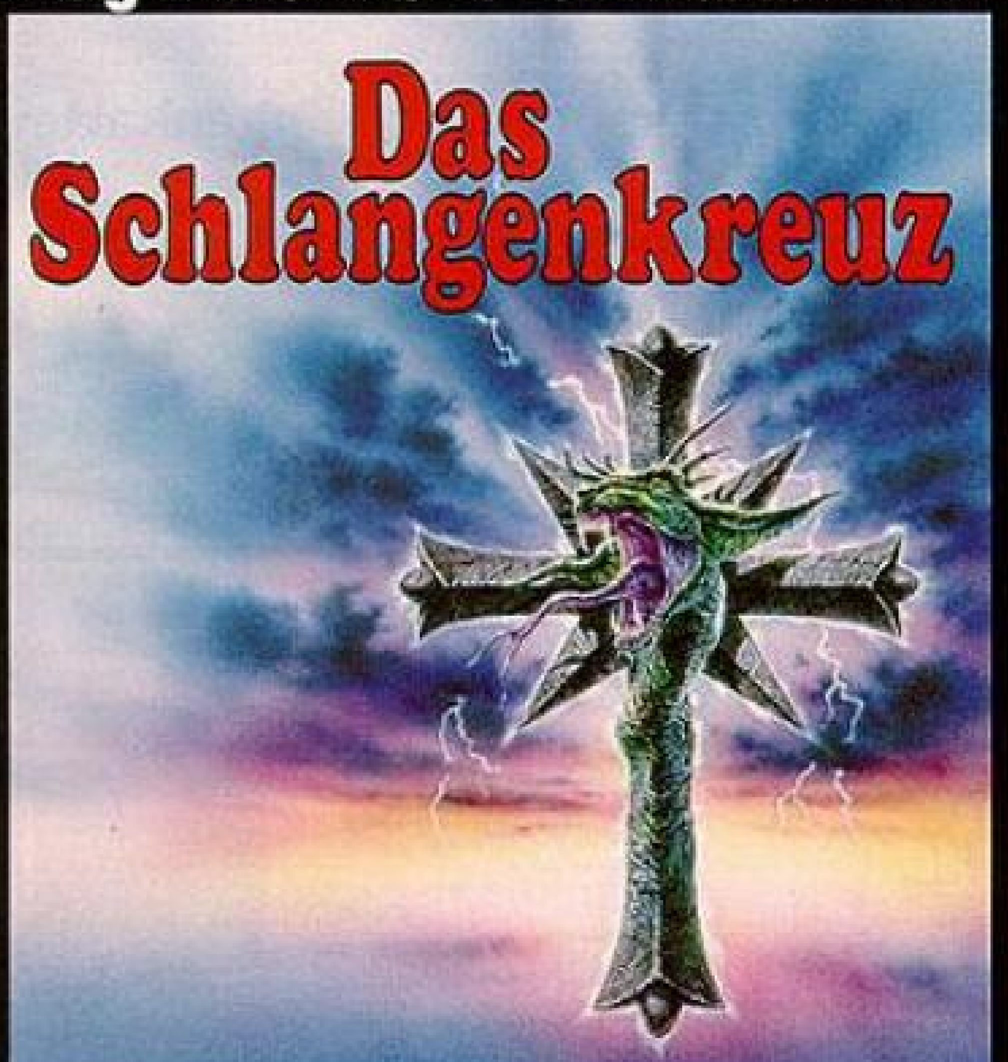
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250



Das Schlangenkreuz

John Sinclair Nr. 809

Teil 2/3

von Jason Dark

erschienen am 04.01.1994

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Das Schlangenkreuz

Kiki Lafitte litt Höllenqualen!

Innerhalb weniger Stunden hatte sich ihre normale Welt total verändert, war völlig auf den Kopf gestellt worden! Kiki stand nicht mehr auf den Beinen, sie lag auf dem alten Bretterboden und hatte den Kopf gedreht, sodass die Wange den Boden berührte. An den Lippen klebte Staub. Im Mund hatte sich der Geschmack von Galle und Übelkeit ausgebreitet. Die Zunge fühlte sich geschwollen an, die Augen waren rot unterlaufen, eine Folge der vielen Tränen, die bei ihr geflossen waren.

Das alles ließ sich ertragen, darüber hätte sie auch nur gelacht, wenn da nicht noch etwas anderes gewesen wäre. Es war der verdammte und schlimme Druck in ihrem Rücken, denn dort hockte etwas Unwahrscheinliches, Unglaubliches und Monströses. Wenn sie näher darüber nachdachte, drohte ihr der Verlust des Verstandes!

Es war nicht zu erklären, zumindest nicht mit dem menschlichen Verstand. Was sich da auf ihrem Rücken zuckend bewegte und sie wie ein Kloß niederdrückte, war ein Herz!

Ein gewaltiges Etwas – weich und pulsierend, die Innerei aus dem Körper eines Riesen. Nur wusste es Kiki Lafitte besser. Dieses Herz war einmal normal gewesen, auch wenn sie das relativieren musste, denn welches Herz hatte schon die Kraft, die Bohlen des Fußbodens aufzubrechen und sich zu befreien?

So aber war es geschehen, und Kiki hatte erleben müssen, wie sie angegriffen worden war. Das Herz war gegen ihren Rücken geprallt und hatte sich dort regelrecht festgebissen, und dann war es gewachsen. Sein Volumen hatte sich vergrößert, es war zu einem amöbenhaften Ungeheuer geworden, das nur darauf gewartet hatte, einen Menschen anzugreifen.

Es wollte die Frau.

Es wollte Leben.

Denn Kiki hatte tatsächlich gehört, wie es mit ihr Kontakt aufnahm. Es hatte mit ihr ›gesprochen‹.

Nicht mit einer Lautstärke wie die menschliche Stimme, sein Reden war in ihre Gedanken eingedrungen, und Kiki erinnerte sich noch gut an diese ›Worte‹.

Leben – du bist das Leben.

Ja, sie war das Leben. Es stimmte, das Herz hatte Recht. Sie lebte, und sie war auch ungemein froh darüber, doch wie sie jetzt lebte, konnte sie einfach nicht mehr existieren. Sie wusste genau, dass es für sie keine Zukunft mehr gab.

Sie glaubte bereits, dass über der Hütte der unheimliche Sensenmann schwebte, seine Sichel schwang und sie irgendwann nach unten schlug, um sie zu vernichten.

Kiki war zweiundzwanzig, ein Kind des Südens, ein Kind der Slums. Brutal war ihre Jugend gewesen, ein einziger Kampf. Bisher kam Kiki zurecht, auch wenn das Seil, auf dem sie spazierte, verdammt dünn gewesen war. Sie stand auf der Kippe, sie war an Drogen geraten, zum Glück erst an die harmloseren, sie rauchte Gras, doch irgendwann würde sich das ändern, denn der Sprung zu härteren Drogen war nicht weit.

Das alles war vergessen, denn seit der Nacht, in der man sie abgeholt und mitgenommen hatte, war nichts mehr so wie sonst. Alles hatte sich dabei auf den Kopf gestellt. Sie wusste nicht, wer ihre Entführer gewesen waren, sie hatte ihre Gesichter nicht gesehen, nur flüsternde Stimmen vernommen, und dann hatte sie den Horror mit dem Herzen erlebt, und der hielt jetzt noch an.

Ausgerechnet sie war entführt worden. Eigentlich hätte sie darüber lachen können, nur war ihr nicht danach zumute. Hinter ihr lag der

Schrecken, doch Kiki war zäh. Auch jetzt, wo sie auf dem Boden lag und das Herz auf sich spürte, dachte sie darüber nach, warum man ausgerechnet sie geholt hatte.

War der Grund ein Mann gewesen?

Wäre die Lage nicht so schlimm gewesen, hätte sie ja darüber gelacht, denn ihr war etwas passiert, für das sie sich hätte in den Hintern beißen können.

Kiki hatte sich verliebt!

Das wäre nicht unnormal gewesen, bei einer jungen Frau, doch sie hatte sich ausgerechnet in einen Polizisten, einen Bullen mit sozialem Touch, verliebt.

Nicht in einen simplen Streifenbeamten, sondern in Bob Crane, einen Schwarzen, der zu einer Sondertruppe gehörte, die auf Dealer spezialisiert war und versuchte, die Großen zu fangen, die hinter den Geschäften steckten.

Kikis Gefühle waren völlig durcheinander geraten. Nie hätte sie gedacht, dass ihr so etwas passieren könnte, aberes war geschehen, und damit musste sie erst einmal zurechtkommen.

Zudem hatte Crane ihre Gefühle erwidert, aber er war sehr vorsichtig, liebevoll und behutsam gewesen, was ebenfalls für sie neu gewesen war, denn echte Liebe hatte Kiki bis dato nicht erlebt. Bei ihr war es mehr der reine Sex gewesen. Da spielten hochgepeitschte Gefühle nur für den Augenblick eine Rolle.

Bob war so anders, so liebevoll, er hatte auch Verständnis gezeigt, und allmählich hatte sie auch begriffen, dass es keine Scheu war oder dass er sie einfach rumkriegen wollte. Er hatte es tatsächlich ehrlich mit ihr gemeint.

Wahnsinn…

Und nun das hier!

Entführt, gequält, und dabei immer näher an die Schwelle des Todes gebracht.

Beweise brauchte Kiki eigentlich nicht. Sie ging einzig und allein davon aus, dass diese verdammte Entführung und die anschließende Quälerei mit ihrem Verhältnis zu Bob Crane zusammenhing.

Man wollte nicht nur sie treffen, sondern auch ihn.

Aber warum auf diese Art und Weise? Warum quälte man sie zu Tode? Warum hatte man ihr nicht einfach die Kehle durchgeschnitten und sie in irgendeinen toten Flussarm geworfen, wie es in dieser Gegend und in bestimmten Kreisen üblich war?

Nichts davon war eingetreten, gar nichts. Stattdessen war sie zu einem Opfer geworden, das auf der Schlachtbank lag, und über dem bereits das Messer des Schlächters schwebte.

Das Herz drückte gegen ihren Rücken. Es war ein massiger Klumpen, dessen Verwandlung noch nicht beendet war. Immer wieder spürte

sie, wie es zuckte und pulsierte, als schiene es Atem zu holen.

Zu beiden Seiten des Körpers berührte es bereits den Boden, als hätte es Saugnäpfe wie eine Krake, um sich nur richtig festklammern zu können. Kiki war matt geworden, die Schwäche hielt sie umfangen, und sie hatte keinen Teil ihres Körpers ausgelassen.

Trotzdem gab sie nicht auf, und sie versuchte es wieder einmal.

Sehr langsam winkelte sie die Arme an, um sich mit den Handballen aufstützen zu können. Wenn sie die richtige Position erreicht hatte, wollte sie sich den nötigen Schwung geben, um in die Höhe zu kommen. Vielleicht bestand noch eine Chance, diese Masse Herz abzuschütteln, aber das war schwer, sehr schwer.

Sie keuchte.

Speichel rann aus ihrem Mund. Mit jedem Tropfen, der vor ihr zu Boden fiel, schien auch ein Teil der Kraft aus ihrem Körper zu rinnen. Sie war nahe daran, aufzugeben und zu schreien, doch Kiki kämpfte weiter.

Kam sie hoch?

Verstärkte sich der Druck?

Poch… poch … poch …

Aus ihrem Mund drang ein Schrei, als sie das schreckliche Geräusch hörte.

Es war praktisch der Beginn gewesen, durch ein Pochen hatte sich das Herz bemerkbar gemacht. Später hatte sich das Geräusch verschlimmert und ihr angezeigt, dass sich ihre Angst noch steigern konnte.

Sie kam nicht hoch.

Das Herz mit seiner widerlichen Masse war einfach zu schwer für sie. Es drückte sie wieder nieder, und sie spürte bei jedem Atemzug das Hohngelächter des Bösen.

Ja, das Böse, der Teufel, der Dämon – was es auch immer sein mochte, es hockte auf ihrem Körper, denn es wollte vernichten.

Leben – dein Leben.

Da war sie wieder, die verdammte Stimme. Sie hämmerte durch ihren Kopf, sie brandete von einer Seite zur anderen, und Kiki wusste genau, dass es nicht die Stimme eines Menschen war.

Das Herz hatte zu ihr gesprochen.

In ihm steckte das Böse.

Und das Böse wollte sie.

Ihre Seele, ihr Leben…

Du bist es. Ich habe dich ausgesucht. Du wirst mir mein Leben geben.

Nach all den langen Jahren…

Kiki begriff die Botschaft nicht. Sie wusste nur, dass sie immer schwächer wurde, und sie konnte sich sehr gut vorstellen, wie es endete. Sie würde tot sein, das Herz aber würde leben…

***

»Pater Domingo! Pater Domingo! Sind Sie wach? Bitte, können Sie mich hören?«

Die Frauenstimme schrillte durch den Flur, und sie drang bis tief in das Bewusstsein des fünfzigjährigen Paters, der tatsächlich in seinem kleinen Zimmer eingeschlafen war. Verwirrt richtete er sich auf, schaute sich ebenso verwirrt um, um anschließend festzustellen, dass er ja nicht mehr in seiner Wohnung lebte, sondern umgezogen war in die Pension der Marsha Blanc. Er hatte sich dort Sicherheit erhofft, sie aber nicht bekommen, denn die anderen waren überall.

»Pater Domingo!«

Wieder schreckte der Mann zusammen. Dieses sirenenhafte Organ holte selbst Tote aus den Gräbern, doch als ein solcher fühlte sich der Pater noch längst nicht.

Er hatte einfach zu fest geschlafen, um die Stimme jetzt schon vertragen zu können, und er überlegte, ob er nicht wieder in seine Wohnung zurückgehen sollte. Ihm hätte es eigentlich egal sein können, aber nicht dem anderen Mann namens Bob Crane, der Domingo angerufen hatte. Beide kannten und schätzten sich. Sie wussten, was sie voneinander zu halten hatten, sie schenkten sich gegenseitiges Vertrauen, und auch wegen Crane wollte Domingo in der Pension bleiben. Es war besser, wenn man die beiden nicht zusammen sah, wobei sich Marsha um Besucher ihrer Gäste überhaupt nicht kümmerte. Es war ihr egal, wer sich mit wem traf, so konnte sie auch nichts verraten.

Crane war auf der richtigen Spur. Ein guter Mann, wie der Pater wusste, doch der G-Man würde sich vorsehen müssen. Er hatte sich auf ein tückisches Glatteis begeben, denn er war an Mächte herangekommen, die mehr als gefährlich waren und mit menschlichen Vergleichen kaum erklärt werden konnten.

Er brauchte Hilfe, und die hatte ihm Domingo zugesagt. Nicht in diesem Fall, sondern allgemein, und es lag auch schon länger zurück, als die beiden Männer Freundschaft schlossen. Nicht jeder Polizist war so wie Crane. Der Geistliche hatte andere kennen gelernt, die ihren Job eiskalt und ohne Gefühl für die Sache ausführten. Denen nicht einmal klar geworden war, dass sie es bei ihrer Arbeit mit Menschen zu tun hatten und nicht mit Schachfiguren.

Als Marsha Blanc zum dritten Mal rief, stand der Pater bereits an der Tür. Er öffnete sie spaltbreit und rief sein »Ja, ich komme schon!« nach unten. »Ah, Sie sind doch wach.«

»Das konnte nicht ausbleiben.« Marsha lachte. »Nein, meine Stimme ist irgendwo einmalig. Hat schon mein verblichener Gatte immer gesagt.«

»Was gibt es denn?«

»Ich habe Ihnen etwas zu essen gemacht. Sie wollten doch vor dem Abend noch einen kleinen Imbiss nehmen.«

»Ja, das stimmt.«

»Dann kommen Sie auch.«

Der Geistliche musste lächeln. So war Marsha eben. Immer sehr besorgt. Manchmal schon zu besorgt, denn sie hatte ein einnehmendes Wesen. Sie fühlte sich immer als Mutter, die jemanden beschützen musste. Da ihr Mann tot war, hatte sie viel Zeit und sich in der Gemeinde sehr stark engagiert. Sie war so etwas wie der Feldwebel, im guten Sinne allerdings. Da es ihr finanziell nicht schlecht ging, unterstützte sie Menschen, die arm waren. Oft hielt sie ihre Pension für Arme und Obdachlose kostenlos geöffnet, sie war so etwas wie ein Engel in der Finsternis, und da musste man ihre Eigenarten eben akzeptieren. Menschen wie Marsha gab es leider viel zu wenige. Da kannte sich der Pater aus, denn seine Gemeinde lag an den Slums, wo Reichtum ein Fremdwort war und man so etwas nur aus der Glotze kannte.

Der Flur war dunkel. Dunkles Holz bedeckte die Wände. Vor dem einzigen hellen ›Fleck‹, einem Spiegel, blieb er für einen Moment stehen und betrachtete sich selbst.

Der Pater war groß, ziemlich kräftig, aber in der letzten Zeit etwas schmal geworden. Seine Frisur wirkte wie eine weiß-graue Kappe, sein Gesicht zeigte tiefe Falten, und er ärgerte sich darüber, dass seine Augen etwas müde blickten.

Er trug kein Priestergewand, sondern normale Straßenkleidung, trotzdem wusste jeder, mit wem er es zu tun hatte, wenn er seinen Weg durch das Viertel machte.

Über die Holztreppe ging er nach unten. Die Klänge eines eingeschalteten Radios wehten ihm entgegen. Es war französische Musik, Chansons aus der Heimat, denn viele Menschen hier sahen das europäische Mutterland noch immer als Heimat an.

Marsha Blanc stand im Flur, direkt vor der Garderobe aus Schmiedeeisen. Lächelnd blickte sie dem Pater entgegen. »Sie sehen müde aus«, stellte sie fest.

»Ich hatte auch geschlafen.«

»Oh – hätte ich Sie nicht wecken sollen?«

»Es ist schon gut gewesen, dass Sie es getan haben.«

»Und jetzt werden Sie erst mal etwas essen.«

»Ja, das freut mich.«

Er ging in die Küche, die nicht nur als Küche diente, sondern gleichzeitig als Kommunikationszentrum. Hier versammelten sich oft die Freunde der Frau zu langen Diskussionen, hier bewirtete sie die Armen. An dem großen viereckigen Tisch kam sich der Pater zunächst etwas verloren vor, als er seinen Platz eingenommen hatte.

Marsha hatte gekocht. Der große Eisentopf stand auf dem Herd.
Unter ihm brannte ein Feuer, und es war sehr heiß im Raum. Trotz des Durchzugs; zwei Fenster standen offen. Die dünnen Fliegendrähte zitterten im Wind.
Ansonsten standen alte Möbel in der viereckigen Küche. In ihnen hatte Marsha einiges verstaut, aber ihr eigentliches Reich war die große Kochstelle, an der sie stand. Dass sie nur Domingo als Besucher in der Küche hatte, also nur einen Gast, kam äußerst selten vor.
Marsha Blanc war eine mächtige Frau. Ihr lackschwarzes Haar hatte sie glatt zurückgekämmt und im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden. Es gab auch ein weiteres Markenzeichen an ihr.
Sie schminkte sich gern, besonders die Lippen, und die glühten in einem dunklen Rot. Ihre mächtige Figur zeigte sie nicht gern. Zumeist trug sie weite Kleider mit blumigen Drucken.
Marsha war fünfundvierzig Jahre alt und seit zwei Jahren Witwe.
Ihren Mann hatte sie bei einem Unfall verloren. Er war in eine Schrottpresse hineingeraten, und man hatte gemunkelt, dass dies kein Unfall gewesen wäre. Beerdigt worden war nur ein leerer Sarg, Marsha drehte sich um. In der Hand hielt sie einen Teller. Sie hatte das Gericht aus dem großen Topf geschöpft, und dieser kreolische Eintopf zählte zu ihren Spezialitäten. Was er genau enthielt, war ihr Geheimnis, jedenfalls befanden sich zahlreiche Kräuter, Gewürze und andere Zutaten aus der nahen Umgebung darin.
Neben den Lippen fielen in dem runden Gesicht mit den Pausbacken noch die Augen auf. Sie waren sehr dunkel und erinnerten an geheimnisvolle Perlen, die irgendein Taucher aus der Tiefe der See geholt hatte.
Domingo lächelte, als sie ihm den Teller reichte. »Das riecht ja fantastisch«, lobte er das Gericht.
»Der Eintopf schafft eine gute Unterlage.«
»Brauche ich die denn?«
Marsha saß ihrem Gast gegenüber.
»Ich denke schon, Pater. Sie haben in der Nacht einiges vor.«
»Ach ja?«
»Ich weiß es.«
»Woher?«
»Essen Sie erst einmal.«
»Danke, das tue ich gern.«
Domingo hatte nicht ganz die Wahrheit gesagt. Zwar verspürte er großen Hunger, aber seine Nervosität hielt sich mit ihm die Waage.
Der Mann wusste, dass ihm an diesem Abend einiges bevorstand. Er war mit Bob Crane in seiner Kirche verabredet und widersprachsich innerlich selbst, denn er dachte daran, dass es nicht mehr seine Kirche war. Man hatte ihn vertrieben, und diese verfluchte Sekte, diese

Verbrecher, diese grauenvollen Typen, die mit dem Bösen im Bunde standen, hatten ihm erklärt, dass ein anderer regieren würde.

Domingo hatte lange überlegt, wie er gegen diese andere Kraft vorgehen sollte. Er hatte sich schließlich entschlossen, seine Kirche aufzugeben und zu verschwinden. Nicht aus Feigheit, nein, er wollte nur eine andere Operationsbasis bekommen, um seine Feinde von dort aus bekämpfen zu können.

Die hatte er bei Marsha Blanc gefunden.

Der Löffel zitterte etwas, als er ihn in den Eintopf tauchte. Die Frau saß ihm zwar gegenüber, sie vermied es jedoch, den Mann dabei zu beobachten. Es war nicht gut, wenn man einem Essenden auf den Löffel schaute.

Das Haus stand zwar nicht einsam, doch so weit von den anderen Bauten der Siedlung entfernt, dass man von einer ruhigen Lage sprechen konnte. Bäume umstanden es und gaben Schatten. Die hohen Eichen und Platanen hatten schon Generationen kommen und gehen sehen, sie waren wie Wächter der Zeit, und Abende auf der Veranda mit Blick auf die Bäume, dazu ein kühler Drink, das gehörte zu dem Schönsten, was sich der Pater vorstellen konnte, der sich jetzt mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte. Bei diesem scharfen Essen geriet man leicht ins Schwitzen.

»Ist es gut, Pater?«

Er schaute auf sein Tuch und steckte es weg. »Nicht nur gut. Fast hätte ich göttlich gesagt.«

»Na, na, so weit ist es nicht.«

»Aber nahe dran.«

»Das freut mich.«

Domingo aß noch zwei Löffel leer, dann sagte er: »Sie sollten dieses Gerichtauch für die großen Restaurants kochen. Da könnten Sie dann viel Geld verdienen.«

»Daran habe ich auch schon gedacht.« Marsha schaute auf die rot lackierten Fingernägel. »Ist aber nicht. Ich bleibe hier und werde auch nur hier kochen. Was sollten denn meine Freunde sagen, zu denen ich auch Sie zähle, Pater.«

»Danke.«

»Ach, macht nichts. Bin ja froh, dass eine Frau wie ich eine Aufgabe gefunden hat.«

Er nickte. »Das ist sicher richtig. Haben Sie eigentlich mal an eine erneute Heirat gedacht?«

Sie lächelte breit. »Habe ich tatsächlich, bin aber zu dem Entschluss gelangt, dass es sich nicht lohnt. Ich bleibe hier, denn hier gehöre ich hin. Hier ist meine Heimat. Durch eine Heirat würden meine Aktivitäten nur eingeschränkt. Sie brauchen sich nur umzuschauen, dann sehen Sie, was hier alles zu tun ist. Ich freue mich darüber, wenn

ich den Verzweifelten einen kleinen Funken Hoffnung geben kann.«

»Das weiß ich. Und nicht nur ich. Es weiß jeder, und es hat auch jeder Respekt vor Ihnen.«

»Meinen Sie wirklich?«

»Bestimmt. Ich komme ja herum und rede mit den Menschen. Sie, Marsha, stehen oft im Mittelpunkt.«

Die Frau wurde verlegen und murmelte: »Das… das ist mir aber gar nicht recht.«

»Warum nicht? Sie haben es verdient.«

»Nein, nein, Pater, so gut bin ich nicht. Ich kann immer nur einen kleinen Eimer Wasser leeren und in das Feuer gießen. Und große Erfolge sehe ich leider auch nicht.«

»Meinen Sie?«

Marsha wartete, bis er den Teller beinahe leer hatte. »Hören Sie doch auf, Pater. Sie wissen selbst, was hier läuft. Die Menschen hier haben wir nicht verändern können, auch die Zustände nicht. Wir können nur mildern, das ist alles, und wir müssen immer wieder Rückschläge einstecken, wie Sie ja selbst wissen.« Ihre Stimme sackte ab, sie wurde sehr leise, und Domingo wusste genau, was sie gemeint hatte.

Es ging um das Böse. Um die neue Sekte, diese neue Kirche, die sich Church of Hearts nannte. Eine verfluchte Gruppe, die es verstanden hatte, Menschen auf ihre Seite zu ziehen. Sie hatte einen neuen Gott gefunden, einen neuen Götzen, das Herz.

Diese Typen wollten die Herzen der Menschen reinigen, ihnen alles Schlimme nehmen, um sie dann als geläutert und für ihre Sache bereit, empfangen zu können.

Der Pater schob den Teller zur Seite. Als er aufschaute, las er in den Augen der Frau einen sehr ernsten Ausdruck, und als er langsam nickte, da fragte sie: »Also stehen Sie auf meiner Seite?«

»Natürlich.«

»Sie hassen diese Sekte ebenfalls?«

»Ja.«

»Und Sie haben es den Leuten nicht erklären können?«

»Leider nicht. Ich habe es versucht, aber sie wandten sich ab. Ich bin ihr Feind, und das habe ich zu spüren bekommen. Wer hat denn meine Kirche entweiht, sie besudelt, beschmutzt, Symbole des Bösen gezeichnet und die schrecklichen Worte an die Wände gemalt? Das bin nicht ich gewesen, das waren sie und auch der Dämon, der in ihnen steckt. Es gibt ihn, er ist mächtig, er ist leider nicht verloren, wie man hatte annehmen können, und ich hoffe, dass wir ihn zerstören können.«

Marsha nickte. »Ja, das hoffe ich auch. Wollen Sie es in dieser Nacht versuchen?«

»Sicher.«

»Und Sie fühlen sich stark genug?«
Domingo hob die Schultern. »Was heißt stark, Marsha? Ja, ich bin stark genug, leider nicht allein. Deshalb habe ich mir Freunde gesucht, die mir zur Seite stehen.«
»Und Sie können sich auf sie verlassen?«
»Auf Bob Crane schon.«
Marsha Blanc lächelte, als sie den Namen hörte. »Ja«, bestätigte sie, »er ist nicht nur ein guter, sondern auch ein wunderbarer Mann. So einen wie ihn erlebt man viel zu selten.«
»Ho, das hörte sich an, als hätten Sie sich in ihn verliebt.« Domingo lachte, und dieses Lachen klang wie eine Erlösung, als hätte er alles Negative weggewischt, das ihn quälte.
Die Frau winkte mit beiden Händen ab. »So dürfen Sie das nicht sehen, Pater, aber Sie haben Recht. Wäre ich jünger, dann wäre er der richtige Mann für mich. Irgendwo haben wir ja das gleiche Ziel, aber«, sie hob die Schultern, »wahrscheinlich hat sich unser Freund zu weit vorgewagt.«
»Warum?«
»Er hätte seine Freizeit lieber in irgendwelchen Kneipen verbringen sollen und sich nicht noch nach dem offiziellen Feierabend um gewisse Menschen Sorgen machen. So hat er genau das Falsche getan und ist anderen auf den Schlips getreten. Ihnen brauche ich die Feinde nicht zu nennen. Er wird in den Bannkreis dieser verfluchten Kirche hineingeraten sein, und sie ist stärker als er. Er ist nur ein Mensch…«
»Was sind denn die anderen, Marsha?«
Sie schaute den Pater scharf an. »In meinen Augen sind es verkleidete Teufel. Satanisten, Menschen, die ihre Menschlichkeit verloren haben, die andere ins Verderben ziehen. Die Kirche der Herzen«, sie nickte, »das passt zu ihnen. Gewinne das Herz eines Menschen, und du kannst mit ihm machen, was du willst.«
Domingo senkte den Kopf. »Leider hast du so verflucht Recht, Marsha.«
»Ich weiß es. Und ich habe Angst um Sie.« Ihr Blick bannte ihn.
»Große Angst sogar. Ich habe heute viel gebetet.« Sie senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Ich hoffe, dass der Glaube, dass unser Glaube stärker ist als das Böse.«
»Darauf vertraue ich.« Marsha drückte sich zurück. »Noch einen Nachschlag?«
Domingo hob beide Hände. »Um Himmels willen, nein, ich bin satt und gestärkt für die Nacht.«
»Ist sie denn so entscheidend?« Er nickte. »Ja, das ist sie. Dieser Abend und die folgende Nacht sind für die Zukunft bestimmend, Marsha. Aber ich stehe nicht allein. Ich habe dir erzählt, dass zwei Männer aus Europa gekommen sind, die Bob und mich unterstützen

werden. Da Bob von ihnen angetan war, hoffe ich, dass er sich nicht geirrt hat.«

»Bist du davon überzeugt?«

»Ich werde es wohl werden.«

Sie hob die Schultern. »Da kann ich dir nur viel Glück wünschen.«

Sie streckte den rechten Zeigefinger in die Höhe. »Aber was ist, wenn du dich irrst?«

»Wie meinst du das?« Marsha wechselte den Platz, denn durch die Fenster hereinfallende Sonnenstrahlen blendeten sie. »Wenn es in dieser Nacht eben nichts wird?«

»Dann habe ich Pech gehabt.«

»Wie stehen die Chancen?«

»Fünfzig zu Fünfzig.« Er korrigierte sich sofort. »Nein, sie stehen besser. Es wird etwas passieren, davon bin ich voll und ganz überzeugt. Ich habe genügend vertrauliche Hinweise erhalten, und das Beschmutzen meiner Kirche deutet ebenfalls darauf hin.«

Marsha senkte ihre Stimme. »Ja«, flüsterte sie, »wie der Name Aleister Crowley.«

»Der tote Hexer.«

Die Frau schüttelte sich, als ein Schauer über ihr Gesicht rann.

»Manchmal habe ich das Gefühl, dass er nicht tot ist. Dass er noch lebt und es plötzlich hier bei mir an die Tür klopft, ich aufstehe, öffne und ihn dann sehe. Eine schreckliche Gestalt, bestehend aus Knochen und dunklen Fleischfetzen. Eine Gestalt, die aus dem kalten Grab gestiegen ist, ohne dass sie in der langen Zeit völlig verweste. Ich sehe ihn, wie er seine Hand ausstreckt und mich mit den Resten seiner kalten Totenfinger berührt, um mich zu sich in das Grab zu holen. Ich weiß, dass es Alpträume sind, aber sie kehren immer wieder. Seitdem ich eingeweiht wurde, muss ich immer daran denken.«

»Vielleicht hätte ich Ihnen nichts sagen sollen, Marsha.«

»Nur nicht. Sie haben genau das Richtige getan, Pater. So kann ich mich darauf einstellen.«

»Worauf? Dass er hier erscheint?«

»Nein, nicht er. Aber er wird einen Stellvertreter haben, denke ich. Oder sehen Sie das anders?«

Da hatte Marsha einen wunden Punkt getroffen, »ich kann es nicht genau sagen, wirklich nicht. Es ist alles nicht wie auf Schienen gelaufen. Natürlich habe ich geforscht und einige Mitglieder kennen gelernt, aber die Bosse sind mir leider unbekannt geblieben. Sie halten sich im Hintergrund, sie sind die Personen, die wahrscheinlich mächtige Positionen einnehmen und sich als so genannte Wirtschaftslenker und Industriekapitäne bezeichnen. Jedenfalls ist diese Kirche mächtig, sie wird unterstützt, und sie hat in einer Zeit wie der heutigen alle Chancen, wo viele Menschen meiner Ansicht

nach die Orientierung verloren haben. Sie lassen sich einfangen, sie sind satt, die Perspektive stimmt nicht mehr. Ihnen ist der wahre Glaube abhanden gekommen. Da haben andere Gruppen natürlich alle Chancen.«

»Ich kann Ihnen leider nicht widersprechen, Pater.«

Domingo stand auf. Er warf dabei einen Blick auf die Uhr. »So, für mich wird es Zeit.«

Auch Marsha erhob sich. Sie tat es sehr langsam. Plötzlich war nichts Schrilles mehr an ihr. Die Stimme hatte sie gesenkt, und sie schaute in die graublauen Augen des Paters, als wollte sie ihn hypnotisieren.

»Ich habe Angst«, sagte sie leise. »Ich habe schreckliche Angst.«.

»Um wen?«

»Um Sie!«

»Nein, Marsha, das brauchen Sie nicht. Denken Sie daran, dass ich nicht alleine bin. Ich werde mich mit drei Männern an der alten Kapelle treffen. Wir werden uns dort auf die Lauer legen und abwarten, was passiert.«

»Kommen die anderen denn?«

»Keine Ahnung. Es muss jedoch irgendetwas mit den Herzen zu tun haben, davon gehe ich aus. Sie können versichert sein, dass ich mich meiner Haut zu wehren weiß.«

Marsha hielt den Pater fest, als wollte sie ihn auf keinen Fall aus dem Haus lassen. »Sie haben sich doch aus der unmittelbaren Nähe der Kapelle zurückgezogen. Werden Sie das Gebäude jetzt wieder betreten? Oder was haben Sie sich ausgedacht?«

»Ich werde hineingehen.«

»Warum?«

»Weil es dort etwas gibt, das ich unbedingt an mich nehmen möchte, denn es gehört mir, und ich bin darauf sehr stolz.«

»Was ist es denn?«

»Das alte Kreuz!«

Marsha staunte. »Tatsächlich?«, hauchte sie. »Das… das Kreuz ist noch vorhanden?«

»Ich denke schon.«

»Aber es hat nicht verhindern können, dass diese satanischen Vandalen die Kapelle zerstörten.«

Er schob sie zurück. »Da haben Sie Recht. Dennoch verbinde ich damit meine Hoffnung.«

»Da muss man wohl sehr stark sein«, sagte sie leise. Ihre Stimme versickerte beinahe. »Sehr stark, Pater. Ich wäre es nicht.«

Er lächelte. »Keine Sorge, auch ich bin kein Supermann und muss mich schon zusammenreißen.«

»Haben Sie kein Vertrauen?«

Pater Domingo runzelte die Stirn. Die Frau hatte ihm eine gefährliche

Frage gestellt, und er musste sich die Antwort erst überlegen.
Das Wort Vertrauen hatte für ihn die feste Plattform verloren. Es war auf einmal so schwammig geworden. Er hatte das Vertrauen in seinen Glauben gesetzt, er zählte auf Gott und die Kirche, doch in der letzten Zeit war dieses Gefühl erschüttert worden, weil er hatte mit ansehen müssen, dass satanische Mächte in seinen Bereich hineingetreten waren und ihn zerstört hatten.
Das Vertrauen war gesunken, die Hoffnung nicht. Zudem gab er sich selbst einen Teil der Schuld. Vielleicht hatte er ebenfalls Fehler gemacht und die Gefahr unterschätzt. Jedenfalls hatte er nicht kapituliert, und diese Tatsache sorgte dafür, dass er einen Teil des Vertrauens zurückgewann.
»Ich warte noch auf eine Antwort, Pater.«
»Ja, ich weiß. Vielleicht hätte ich stärker sein sollen, aber ich stand allein. Das wird sich ändern. Wenn wir morgen Früh wieder miteinander sprechen, kann alles ganz anders aussehen.«
»Meinen Sie?«
»Davon bin ich überzeugt.«
Marsha schaute den Mann an. Sie sah in sein Gesicht mit dem etwas düsteren Ausdruck darin. Plötzlich konnte sie nicht anders. Sie musste ihn einfach umarmen, schlang beide Hände um seinen Nacken und drückte den Mann fest an sich. »Ich glaube Ihnen, Pater. Ich bin davon überzeugt, dass wir es schaffen werden. Nichts kann uns erschüttern. Ich bin… ich werde Sie …«
Er strich über ihre Wangen, die plötzlich feucht geworden waren.
»Bitte nicht weinen«, sagte er leise. »Tränen machen so deprimiert.«
»Ja, ja.« Marsha wandte sich hastig ab. »Ich wollte auch nicht weinen!« Sie holte ein Tuch aus der Tasche und schnäuzte hinein. Dann drehte sie sich um.
Domingo stand bereits an der Tür. »Ich werde jetzt gehen, Marsha. Sie hören wieder von mir…«
Ihr Nicken sah aus, als wäre es nicht echt. Sie hob noch die Hand zum Gruß. Dann fiel die Tür zu. Als sie zum Fenster ging, schaute sie auf den Rücken des Paters, der das Haus verlassen hatte. Marsha Blanc faltete die Hände zum Gebet…

***

Die Frau wohnte am Rand einer kleinen Siedlung am Stadtrand von Baton Rouge. Hier war das Leben nicht eben angenehm, denn die Sümpfe waren einfach zu nah. Und damit auch die Mücken und anderen Insekten, die sich oft wie Raubtiere auf die Menschen stürzten, um sie zu stechen.
Aus Sicherheitsgründen waren einige Häuser auf Pfählen errichtet worden, aber Marsha Blancs Haus gehörte nicht dazu, denn wo sie

lebte, war der Boden weniger feucht.

Der Pater drehte sich nicht um. Er wusste, dass Marsha am Fenster stand und ihm nachschaute. Er konnte sich auch ihre innere Zerrissenheit vorstellen, doch darüber wollte er nicht länger nachdenken.

Es reichte, wenn er in den Strudel hineingerissen wurde. Marsha war unschuldig, sie hatte damit nichts zu tun.

Noch stand er unter den Bäumen, deren fettig wirkende Blätter einen Teil des Sonnenlichts filterten. Es erreichte zwar den Boden, schwamm aber dort weg, denn die Strahlen fielen in einem spitzen Winkel über das Land, zudem hatte sich der Ball der Sonne bereits im Westen verfärbt. Er war dunkler geworden und glotzte wie ein sattes gelbes Auge auf Mutter Erde.

Pater Domingo war mit seinem blau angestrichenen Jeep gekommen. Man kannte diesen Wagen hier, er war so etwas wie sein Markenzeichen. Wenn er sein Ziel erreichen wollte, musste er in Richtung Norden fahren, wo ein Gelände brach lag. Vor zwanzig Jahren hatte es dort noch Leben gegeben, da war ein großer Rummelplatz aufgebaut worden, ein gewaltiges Objekt, an dem sich zahlreiche Geldgeber beteiligt hatten, besonders Steuerhinterzieher aus Europa, die auf die Sprüche der Anlegeberater hereingefallen waren.

Okay, dieser Rummelplatz war gebaut worden, aber er warf keinen Gewinn ab. Das hing erstens mit seiner Lage zusammen, zweitens mit den Bodenverhältnissen, man hätte viel mehr tun müssen, trockenlegen und betonieren, aber das hatten die Erbauer nicht getan.

Ihnen war es nur um den Profit gegangen, sie hatten kassiert und waren letztendlich mit gewaltigen Summen verschwunden.

Der Betrieb auf dem Platz war längst eingestellt worden. Man hatte ihn auch nicht abgebaut. Noch immer standen die verrotteten und verrosteten Gerüste der Karussells und Buden wie Schandflecke herum, um die sich keiner kümmerte.

Bis auf die Natur.

Sie war weiter gewuchert. Sie hatte sich ausbreiten können, denn für sie war dieser Fleck ideal gewesen, um sich das zurückzuholen, was man ihr genommen hatte.

Praktisch vor dem Rummelplatz lag die Kapelle oder die kleine Kirche des Paters. Sie stand an exponierter Stelle, als wollte sie die Besucher damals daran erinnern, dass es außer dem Vergnügen auch noch andere Werte im Leben gab.

Domingo selbst hatte sein Haus direkt neben die Kapelle gebaut.

Es war kein Prunkstück, eher eine schlichte Hütte, aber er hatte sich damit zufrieden gegeben und ging gleichzeitig mit gutem Beispiel voran.

Man hatte damals auch eine Straße angelegt, die Besucher auf einem bequemen Weg an den Rummelplatz heranführen sollte.

Die Straße gab es noch heute, nur war sie nicht mehr so in Schuss wie damals. Die Teerdecke war an einigen Stellen aufgerissen. Da zeigten sich Spalten oder Mulden, auch Löcher, als wären aus der Tiefe Untiere emporgestiegen, die alles verschlingen wollten.

Domingo blieb auf dieser Straße, die nach Westen führte und direkt in den Ball der Sonne hineinzulaufen schien. Der mächtige Körper hielt einen Teil des Himmels unter seiner Kontrolle, er ließ ihn leicht aufflammen, als wollte er die Luft dort verbrennen.

Außer ihm war niemand unterwegs. Die Menschen mochten die Umgebung nicht mehr. Es hatte sich herumgesprochen, was mit der Kapelle geschehen war, die Angst hielt die Bewohner zurück, und viele unter ihnen beteten, dass die Zeiten des Schreckens vorbeigehen würden und alles wieder so wurde wie damals.

Auch Domingo fuhr nicht eben mit einem guten Gefühl seinem Ziel entgegen. Sein Gesicht sah aus wie eine Maske. Die Lippen bildeten einen Strich, die Augen starrten nach vorn, und es entging ihm keine Bewegung rechts und links der schmalen Straße.

Die Luft stand.

Schwüle hing wie eine Decke über dem Land. Und windstill war es. In der Stille war nur das Geräusch des Motors zu hören und das Schmatzen der Reifen auf dem weichen Teer.

Mücken und andere Insekten klatschten gegen die Scheibe, wo sie zerschmettert wurden. Der Pater schaltete die Wischer ein, doch der Erfolg war mehr als bescheiden. Die toten Insekten wurden zerquetscht und hinterließen Schmierstreifen.

Je weiter er fuhr, umso einsamer wurde es. Auch die letzten Häuser oder Hütten waren verschwunden. Menschen wohnten nur zu bestimmten Zeiten darin. Oft genug standen sie monatelang verlassen da, dann waren die Bewohner auf den Baumwollfeldern, wo sie ihrer Saisonarbeit nachgingen und irgendwann einmal wieder zurückkehrten, wenn die Arbeit getan war und sie ihren Lohn erhalten hatten.

Einsamkeit hatte Pater Domingo früher nichts ausgemacht. Seit jedoch die Church of Hearts die Kontrolle übernommen hatte, war alles anders geworden, da kam sich der Mann vor, als würde er sich durch Feindesland bewegen, und auch jetzt fragte er sich, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn er die anderen Männer an einem sicheren Ort getroffen hätte. Da er sein Versprechen auf keinen Fall brechen wollte, fuhr er weiter.

Die Straße führte geradeaus auf die dunkle Wand zu, die sich im Hintergrund abhob. Aber noch darüber standen, vergleichbar mit vorsintflutlichen Ungeheuern, die Reste des Rummelplatzes. Die

gewaltigen Gerüste, die Karussells, die Achterbahnen, eine verrottete Wasserbahn, in der sich noch Pfützen vom letzten Regen hielten, waren mittlerweile zu einem Paradies der Tiere geworden. Das war auch jetzt eine Welt für sich, in die sich niemand mehr hineintraute.

Die Feuchtigkeit nahm zu. Erste Schwaden hatten sich gebildet. Es wehte kein Lüftchen, und der Pater war in Schweiß gebadet.

Er fragte sich, ob es richtig war, noch einmal in die kleine Kapelle zu gehen. Er würde dort zum zweiten Mal sein persönliches Waterloo erleben, aber kneifen konnte und durfte er auch nicht. Er brauchte sein Kreuz, er liebte es, es war ein Geschenk eines bekannten und leider zu früh verstorbenen Bischofs gewesen, und es war für ihn immer ein großes Zeichen der Hoffnung gewesen.

Auch die Church of Hearts sollte daran nichts ändern. Die Zeiten konnten noch so wechselvoll sein, das Kreuz würde schließlich siegen, so war es schon immer gewesen, und so würde es auch in Zukunft bleiben. Davon war der Pater überzeugt.

Auch in der Nähe der Kapelle und seines eigenen kleinen Hauses hatte sich die Natur geraubtes Terrain zurückgeholt. Dschungel verdeckte teilweise die schmalen Bachläufe oder toten Wasserarme, die hier begannen und sich dann tiefer hinein in den Sumpf zogen, allerdings weg vom Rummelplatz.

Domingo sah sein Haus, doch er fuhr weiter. Bis zur Kapelle war es nicht weit, er musste nur eine Baumgruppe umfahren, die einen dichten Wald bildete.

Er rollte durch die Stille. Die lag wie ein dichter Kranz über dem Land, undsie hatte – so kam es ihm zumindest vor – die Natur unterdrückt.

Es war einfach nichts mehr zu hören. Kein Tiergeschrei, auch nicht das aggressive Summen der Insekten, die Stille lastete wie Blei. Die Natur hielt den Atem an.

Der Pater betrachtete die Vorderseite der Kapelle, als er den Jeep ausrollen ließ. Plötzlich lastete in seiner Kehle ein wahnsinniger Druck, der viel mit seiner inneren Nervosität zu tun hatte.

Es war eine aus Holz gebaute Kirche. Nach der Fertigstellung war die Fassade weiß gestrichen worden, doch dieses Weiß war allmählich verblasst. Sie hatte Wind und Wetter Tribut zollen müssen, und über die helle Farbe hatte sich ein grünlicher Schimmer gelegt.

Pater Domingo hielt an und stieg aus. Als Fremder in einer fremden Umgebung, so kam er sich vor, als er den ersten Schritt von seinem Jeep wegging.

Der Druck aus seiner Kehle war nicht verschwunden. Im Gegenteil, er hatte sich noch verstärkt, und möglicherweise trugen auch dazu die leichten Kopfschmerzen bei.

Ein kleiner Glockenturm überragte das Kirchenschiff. Es befand sich

nur eine Glocke darin. Wenn sie noch einmal läuten sollte, dann nur, um die Mitglieder dieser verfluchten Sekte zu rufen. Als Domingo daran dachte, spürte er die Wut in sich hochsteigen. Sie war wie ein Sturm, der kaum besänftigt werden konnte.

Bevor er sich der Tür näherte, schaute er sich noch einmal um. Es war niemand zu sehen, er hatte keine Verfolger gehabt, was ihn aber keineswegs beruhigte, er konnte sich gut vorstellen, dass sie ihn unter Kontrolle hielten.

Zu sehen waren sie nicht, aber zu spüren. Hätte man von ihm eine Erklärung verlangt, er hätte sie kaum geben können. Wahrscheinlich war er nur die einzige Person, die so etwas spürte, aber er merkte sehr genau, dass nichts mehr so war wie sonst.

Es lag etwas in der Luft.

Unheil…

Er schluckte, als er daran dachte. Der Druck hinter seiner Stirn nahm zu, er benebelte ihn, und der Pater registrierte dies als eine Folge seiner eigenen Furcht. Vor einer Stunde noch war sie nicht mehr als ein Stachel gewesen, nun aber hatte sie sich tief in seinem Innern festgesetzt und bohrte besonders stark in Magen und Kehle.

Der Eingang zur Kapelle bestand aus einer schlichten Tür, deren Farbe nicht mehr zu bestimmen war. Zu erkennen war aber noch das in das Holz geschnitzte Kreuz. Es war so standfest gewesen, dass es auch den Schmierereien getrotzt hatte. Über dem Kreuz waren Sprüche zu entziffern, die der Pater gar nicht lesen wollte, weil sie einfach zu schlimm waren und nicht in seine festgefügte Welt des Glaubens hineinpassten.

Dieser Angriff hatte den Glauben nicht erschüttern können, aber es tat ihm in der Seele weh, dies ansehen zu müssen. Dabei war die Schmiererei an der Tür nur der Anfang, in der kleinen Kirche sah es viel schlimmer aus.

Er ging die letzten Schritte und hielt den Kopf dabei gesenkt. Auf keinen Fall wollte er sich die Schmierereien aus der Nähe ansehen, es widerte ihn einfach an. Sein Herz klopfte schneller, als er die Hand auf die schwere Metallklinke legte.

Er öffnete die Tür. Wie damals quietschten die Angeln. An das Geräusch hatte er sich früher gewöhnt, an diesem Tag jedoch hörte es sich schlimm an, denn er hatte den Eindruck, als hätten sich an den Rändern der Tür kleine Höllengeschöpfe eingenistet, die ausschließlich nach ihm schreien, als wollten sie ihn willkommen heißen.

Es empfing ihn keine Kühle, sondern eine drückende, schwere, feuchte Luft, die wie Unrat zwischen den Wänden der kleinen Kirche lagerte.

Im Verhältnis zu ihrer Größe waren auch die Fenster gebaut worden.

Ziemlich schmal und hoch. Im hereinfallenden Licht waren der Schmutz und der Unrat zu sehen, den die Satanisten in die Kapelle hineingebracht hatten.

Wo Schmutz seine Heimat hatte, da waren auch Ratten nicht weit.

Der Pater hörte das pfeifende Atmen der pelzigen Nager, er sah sie in der Nähe des Altars umherhuschen, und er spürte abermals die Tränen in seinen Augen, als er sich dem Ziel näherte. Der Altar war am schlimmsten zugerichtet worden. Die anderen hatten ihn regelrecht zertrümmert, ebenso alles, was sich in seiner Nähe befunden hatte. Da war nichts, aber auch gar nichts mehr heil geblieben, und der Pater stand vor dem Chaos. Der leere Blick bewies, dass er nichts begriff. Er kam sich so einsam und verloren vor. Es roch widerlich zwischen den beschmierten Wänden. Die Bilder lagen auf dem Boden. Sie waren abgerissen und zerfetzt worden. Man hatte auch die heiligen Symbole von den Wänden gerissen und sie in den Dreck hineingeschleudert.

Church of Hearts – Kirche der Herzen. Immer weniger konnte der Pater mit diesem Begriff anfangen.

Und doch existierte in all diesem Chaos ein Schimmer der Hoffnung. Seinetwegen war er gekommen, und seine Befürchtungen, das Kreuz könnte nicht mehr in der Kirche hängen, waren nicht eingetreten. Hinter dem Altar hing das Geschenk des Bischofs an der Wand.

Domingo ging hin. Bei jedem Schritt versanken seine Füße in dem widerlichen Dreck.

Es war sogar Schlamm ausgekipptworden. Sie mussten ihn aus den Sümpfen geholt haben, denn er stank nach Moder und einem Leben, das es einmal gegeben hatte.

Er ging weiter auf die Wand hinter dem Altar zu. Und bei jedem Schritt wuchs seine Hoffnung. Gleichzeitig fing er an zu überlegen.

Warum hing eigentlich dieses Kreuz an der Wand? Weshalb hatten sie es nicht abgerissen, wie es auch mit den anderen Gegenständen und Bildern geschehen war?

Domingo blieb stehen. Nachdenklich runzelte er die Stirn. Er kam sich in seinem kleinen Gotteshaus so fremd vor, als hätte er es zum ersten Mal betreten.

Das Kreuz hing relativ hoch in der Nische an der Rückseite der Kapelle. Zwei schmale Fenster waren in das Mauerwerk eingelassen worden, durch beide fielen Lichtstreifen und trafen auch das alte Kreuz.

Es war kein normales Kreuz. Die Grundform hatte es zwar, auch war das untere Stück länger als das obere. Zudem war es aus Metall gefertigt worden, es schimmerte wie Gusseisen, aber in seiner Mitte breitete sich zusätzlich noch ein Stern aus. Diese Abkehr von der Schlichtheit hatte Domingo früher einmal bewundert. Heute dachte er anders darüber. Da war ihm die Form des Kreuzes nicht mehr geheuer.

Nicht dass sie ihm feindlich vorgekommen wäre, er mochte sie plötzlich nicht mehr und fragte sich, ob es richtig gewesen war, in die Kirche zu gehen.

Gut, er konnte den Rückweg antreten, er würde es auch tun, doch zuvor wollte er das Kreuz nehmen. Domingo musste es einfach tun.

Er wäre sich sonst wie ein Schuft vorgekommen, wenn es ihm nicht gelungen wäre, wenigstens ein Teil aus dem früher von ihm so bewunderten Gotteshaus zu retten.

Dennoch spürte er die Furcht.

In seinem Innern flatterte es. Als er auf die rechte Hand schaute, sah er, dass die Finger leicht zitterten. In seiner Kehle steckte der Kloß fest. Er schmeckte nach Abfall und Moder, vielleicht auch nach Schwefelgasen, die sich in diesem Schlamm und Dreck hatten entwickeln können. Das Kreuz hing so hoch, dass er sich strecken musste, um es in die Hand zu nehmen.

Seine Hand zitterte stärker, als sie sich dem Gegenstand näherte.

Er biss sich vor Aufregung auf die Lippen. In seinem Hinterkopf tuckerte es, als hätte er noch an den Folgen eines leichten Schlags zu leiden.

Dann griff er zu.

Das Kreuz fühlte sich nicht anders an als sonst. Für einen Moment hatte er befürchtet, dass es vor seinen Augen zerplatzen könnte, doch es gelang ihm ohne Schwierigkeiten, es vom Haken zu nehmen und festzuhalten. Er senkte den rechten Arm und drehte sich um.

Nun schaute er vom Altar aus durch den Gang mit den Bänken, die zwar noch standen, aber ebenso verschmutzt waren wie der Gang zwischen ihnen. Das ganze Elend und die Tragweite dieser Besudelung und Zerstörung kamen Domingo zu Bewusstsein. Plötzlich hatte er auch keine Freude mehr daran, das Kreuz in der Hand zu halten. Er spürte das Gewicht an der rechten Seite und hatte zugleich das Gefühl einer Veränderung. Damit kam er nicht zurecht.

Domingo konnte es sich nicht erklären. Er hob den rechten Arm an und merkte jetzt, dass sich das untere Ende des Kreuzes leicht erwärmt hatte.

War das überhaupt möglich? Oder lag es nur daran, dass er in seiner Kircheein Fremder war und deshalb schwitzte?

Der Pater konnte keine Antwort darauf geben, aber er wollte das Kreuz aus der Kirche haben, und nur das allein zählte.

Genau zwei Schritte kam er weit, als es geschah. Er hatte den rechten Arm angehoben und berührte beinahe den Rand der Altarplatte, in diesem Moment hörte er das Zischen.

In einer Reflexbewegung riss er das Kreuz hoch.

Sein Gesicht verzerrte sich zur Fratze. Die Augen wurden groß wie nie. Schreie drangen aus seinem Mund, er hörte das Zischen, roch das

verbrannte Fleisch an der Innenfläche seiner Hand, das alles war nur sekundär.

Er starrte einzig und allein auf das Kreuz und musste erkennen, wie weit das Böse bereits vorgedrungen war.

Aus dem verfremdeten Mittelteil war das breite Maul eines schlangenköpfigen Monstrums hervorgeschossen, um ihn zu vernichten…

***

Aleister Crowley – the Church of Hearts!

Wir wussten wenig, aber wir wussten genug, denn so weit hatte uns der neue Mitstreiter einweihen können. Suko und ich hatten Cranes Anruf in unserem Hotel entgegengenommen und waren wie vor den Kopf geschlagen.

Crowleys Satanisten also!

Mir war der Hals trocken geworden, als ich an diese verfluchte Brut dachte. Ich hatte sie schon einmal in Germany kennen gelernt, in einem alten Hotel, und da war mir schon klar geworden, dass es eine sehr gefährliche Gruppe war, die im Geist des längst verstorbenen Hexers und Gurus Crowley weitermachte.

Dass wir allerdings hier im Süden der Staaten auf eine Spur von ihm stoßenwürden, das hätte ich nicht gedacht. Dabei waren wir gekommen, um die Spur eines gewissen Henry St. Clair aufzunehmen, eines Mannes, der ein Templer gewesen war und schon hundert Jahre vor Kolumbus Amerika entdeckt hatte, nur war das nicht in den Annalen der Geschichte aufgezeichnet worden.

Für mich war es einfach egal. Ich hatte nur erfahren, dass sich dieser Henry St. Clair in den Staaten gewandelt und der schlimmen Gruppe der Templer angeschlossen hatte, die Baphomet diente.

Schon damals hatte genau dieser Henry St. Clair, einer meiner Ahnen, für den Dämon eine Dependance eingerichtet, die über all die Zeiten Bestand gehabt haben musste, denn Aleister Crowley hatte darauf zurückgreifen können. Durch seine Nachforschungen war es ihm im vorigen Jahrhundert gelungen, das Herz dieses Mannes zu finden, das im Gegensatz zu dessen Körper überlebt haben musste und auch geraubt worden war, denn als wir an seinem Grab eintrafen, war es leer gewesen. Jemand war uns also zuvorgekommen.

Aber wer? Das hatte unser Kollege Bob Crane herausfinden sollen, denn er war uns von einem New Yorker Freund und Kollegen empfohlen worden. Crane war Polizist und gleichzeitig ein besonderer Mensch. Er wollte etwas bewegen und arbeitete auch nach seinem Job noch in der sozialen Betreuung. Großen Erfolg hatte er damit noch nicht erreichen können, dafür hatte er ein Mädchen namens Kiki kennen gelernt. Beide waren sich nicht gleichgültig, sie verliebten sich

ineinander, und das hatte die Gruppe, die wir jagten, leider erfahren.

Kiki war entführt worden, um Bob Crane zu stoppen. Doch dabei hatte er nicht mitgespielt. Er machte weiter, auch wenn es ihm noch so schwer fiel, und er war auch an unserer Seite geblieben. Ebenso wie wir hatte er zwei Mordanschläge überstanden, denn unsere gefährlichen und heimtückischen Feinde gaben nicht auf.

Wir hatten uns mit Bob Crane am Stadtrand von Baton Rouge verabredet, und zwar dort, wo ein gewisser Pater Domingo lebte. Auch ein Mensch, der auf der gleichen Schiene fuhr wie Bob Crane und ebenfalls keine Furcht zeigte. Einer, der nicht aufgab, der noch an Ideale glaubte und uns eine große Hilfe sein würde.

Wir wollten uns dort treffen, wo er wohnte und wo auch die kleine Kapelle stand, in der sich seine Gemeinde versammelte. Das allerdings war nicht mehr der Fall, wie wir bei einem zweiten Anruf unseres Kollegen Crane erfahren hatten.

Wir wären gern gemeinsam ans Ziel gefahren, das aber hätte uns zu viel Zeit gekostet, denn Crane hätte erst aus seinem Büro zum Hotel fahren müssen.

So waren wir übereingekommen, uns an der kleinen Kirche zu treffen, und wir hatten uns vom Hotelportier einen Leihwagen besorgen lassen, einen Golf mit Klimaanlage, denn die war in diesen Breiten nötig.

Wichtig war auch der Stadtplan gewesen, in dem wir uns erst nach einiger Zeit zurechtgefunden hatten. Baton Rouge war keine ›glatte‹

Stadt wie Los Angeles oder Denver, hier gab es noch Ecken und Kanten, winzige Gassen, kleine Straßen, viele davon nur in einer Richtung befahrbar, und es gab auch die Kanäle, die oftmals nur von sehr schmalen Brücken überspannt wurden.

Irgendwie schafften wir es, aus dem Bereich der Innenstadt herauszukommen. Zudem hielten wir uns in Richtung Westen, wir folgten praktisch dem Glutball der Sonne.

Draußen regte sich kein Lüftchen. Es roch nach einem Gewitter, die gesamte Stadt stank nach Sumpf, altem Brackwasser und nach verfaulten Pflanzen. Die Luft war kaum mehr zu atmen.

Besonders in den Außenbezirken, wo die Kanäle und kleinen Flussarme entlangliefen, hatte sich die Luft verdichtet. Das war genau unser Weg, den wir zu fahren hatten, wobei wir dichte Mückenschwärme durchfuhren und die klebrigen und zerstörten Körper eine zweite ›Lackschicht‹ auf unserem Fahrzeug hinterließen.

Da ich beim Wählen verloren hatte, musste ich auch lenken, was Suko mehr und mehr mit einem Grinsen quittierte, wenn ich mich mal verfahren hatte.

»Das liegt an dir«, sagte ich schließlich, »du hast deinen Stadtplan vor dir liegen.«

»Vielleicht kann ich nicht lesen.«
Ich nickte. »Das hatte ich mir schon immer gedacht.«
Rechts von uns lag einer dieser Kanäle oder toten Flussarme.
Wenn wir hinschauten, sahen wir alte Boote auf dem Wasser liegen.
Auch auf ihnen lebten Menschen. Manche saßen an Deck und schauten mit apathischen Blicken in das trübe Wasser.
Die Hitze lähmte alles. Und sie würde in den Sommermonaten noch schlimmer werden. Ich dachte mit Sehnsucht an London, an einen Pub, in den die Sonne hineinschien, der von Insekten verschont wurde und in dem einem das Bier so herrlich kühl die Kehle hinablief, während man die Seele baumeln ließ.
Hier baumelte nichts.
Hier standen wir unter einer immensen Spannung, denn beide wussten wir nicht, was uns erwartete. Es konnte schlimm werden, denn die Macht und auch die Magie der Templer durfte keinesfalls unterschätzt werden. Da hatten sich Baphomet und die Crowley-Satanisten zusammengetan und eine unheilige und menschenverachtende Allianz gebildet. Als Mittelpunkt kam noch das Herz meines Vorfahren hinzu, wobei ich diesen Henry St. Clair nicht als einen meinen Ahnherren ansah.
Mein Familienstamm, auch wenn er aus Frankreich stammte, war letztendlich in Schottland geblieben und hatte dort auch Zeichen hinterlassen.
Ich hörte Suko, wie er tief durchatmete. »Okay, John, ich denke, wir sind auf der richtigen Spur.«
»Wieso?«
Er deutete auf den Stadtplan. Ich hörte nur das leise Knattern des Papiers, hinschauen konnte ich nicht, denn die Straße war schmal genug. »Es gibt nur noch diesen einen befahrbaren Weg. Ansonsten kannst du durch Sumpf stechen.«
Ich kurbelte für einen Moment die Scheibe ein Stück nach unten.
Luft wurde in den Wagen gepresst. Noch feuchter und modriger, so dass sie einem den Atem rauben konnte.
Hier standen nur mehr wenige Häuser oder Hütten, und auch die Straße hatte schon bessere Zeiten erlebt. Über die Unebenheiten hinweg rumpelte der Golf. Der feuchte Wald bildete einen regelrechten Wall an der rechten Seite.
Dafür entdeckten wir plötzlich ein Gebäude, das wie ein geisterhafter bleicher Schatten in der düster gewordenen Umgebung stand.
Wir sahen den Turm und wussten, dass wir unser Ziel erreicht hatten.
Und wir entdeckten einen Jeep, der etwas verloren vor der schlichten Kirche parkte.
Ich stellte den Wagen woanders ab und mit der Schnauze nach vorn. Dann stiegen wir aus.

Die Plagegeister schienen aus dem rötlichen Ball der Sonne zu kommen und sie fielen über uns her wie die schlimmsten Bluträuber. Die Insektenplage warso schlimm, dass wir aufgaben, nach ihnen zu schlagen, und irgendwann hatten wir uns auch an sie gewöhnt oder sie sich an uns, denn sie zogen sich etwas zurück.

Suko deutete auf den Wagen. »Hat Bob dir erzählt, dass er mit einem Jeep kommen wollte?«

»Nein.«

Mein Freund schielte zur Kirche. »Ob dort schon jemand hineingegangen ist?«

»Pater Domingo vielleicht.«

»Kann sein.« Er wollte gehen und nachschauen, aber wir hörten, dass aus der Ferne ein Fahrzeug näher kam, und wir konnten darauf wetten, dass Bob Crane anfuhr.

Ein weißer Ford Camaro näherte sich uns. Die Scheiben waren abgedunkelt, wir sahen nicht, wer hinter dem Lenkrad saß. Der Fahrer stoppte seinen Wagen zwischen dem Jeep und unserem Golf. Er stieg aus, und wir schauten in das lächelnde, trotzdem etwas erschöpft wirkende Gesicht Bob Cranes, der uns zunickte.

»Gut gefunden?«, fragte er beim näherkommen.

»Mit einigen Schwierigkeiten«, gab ich zu.

»Hatte ich mir gedacht. Es ist nicht leicht, sich in Baton Rouge zurechtzufinden.« Er blickte auf den Jeep, sein Gesicht zeigte dabei Zufriedenheit. »Ich sehe schon, Pater Domingo ist hier. Dann kann nichts mehr schief gehen.«

»Wir haben ihn noch nicht gesehen, Bob.«

»Er wird in der Kapelle sein.«

»Gut, lassen wir ihn noch dort«, sagte ich. »Eine Frage an dich. Gibt es etwas Neues?«

Der farbige Polizist schaute mich etwas betrübt an. »Was erwartest du denn, John?«

»Zumindest bessere Spuren.«

Crane schaffte es, lautlos zu lachen.

»Das ist ein Irrtum, mein Lieber. Es gibt keine besseren oder neuen Spuren. Es kann sie auch nicht geben, denke ich.«

»Warum nicht?«

»Ganz einfach«, antwortete er, wobei seine Stimme zerknirscht klang. »Ich stehe auf verlorenem Posten, verdammt noch mal. Ich weiß nicht einmal, wem ich in den eigenen Reihen trauen kann. Jeder kann bei dieser verfluchten Sekte mitmischen. Oder schaffst du es, hinter die Stirn der Menschen zu blicken?«

»Leider nein.«

»Ich auch nicht.« Er atmete stoßweise und scheuchte Mücken weg.

»Es ist so befremdend für mich geworden. Ich habe die Polizei bisher

immer als eine Gemeinschaft angesehen, nun fange ich an, daran zu zweifeln, das kannst du mir glauben. Ich habe mich an den Fahndungscomputer gesetzt, um etwas über Kiki Lafittes Verschwinden herauszufinden. Negativ. Es war so deprimierend. Ich weiß nicht mal, ob man die Fahndung mit allen Mitteln betreibt. Trauen kann man niemandem mehr.«

»Also haben wir keinen Background?«

»Nicht von meinen Kollegen, John. Ich will nicht alle in einen Topf werfen, könnte mir aber vorstellen, dass gerade die Leute, die an entscheidender Stelle sitzen, Fäden in der Hand halten, die uns das Leben schwer machen.«

»Das musst du besser wissen.«

Er hob die Schultern. »Mir fehlen nur eben die Beweise.« Dann deutete er auf die Kirche. »Die kann uns möglicherweise Pater Domingo geben, denn ihm vertrauen die Menschen mehr als mir.«

Crane hatte den Arm noch nicht wieder gesenkt, als wir plötzlich die gellenden Schreie hörten.

Sie waren aus der Kirche gedrungen!

***

Das Böse starrte den Pater an!

Das Böse in Form einer Schlange, wie sie schon im Paradies vorgekommen war. Aber was da aus der Mitte des Kreuzes hervorgeschossen war, konnte er nicht als eine Schlange ansehen, es war mehr eine Mutation dieses Tieres, es war noch wilder, bösartiger und weitaus schlimmer, es war schlichtweg ein Untier.

Pater Domingo hielt das Kreuz hoch. Er spürte dessen Schwere nicht, für ihn war einzig und allein die verdammte Schlangen-Mutation wichtig und natürlich das weit geöffnete Maul, bei dem die Kiefer mit spitzen Zahnreihen gespickt waren.

Er sah dieses mörderische Gebiss und hörte auch das bösartig klingende Zischen, das tief aus der Kehle des Untiers drang und gleichzeitig Rauch produzierte, der wolkenartig in sein Gesicht stieß, wobei es nach verbranntem Fleisch und Schwefelgasen stank.

Das Untier bewegte sich. Es zuckte von einer Seite auf die andere, als wäre noch eine Hand da, die es in der unteren Hälfte festhielt, aber nicht loslassen wollte.

Domingo bekam es mit der Angst zu tun. Er fürchtete sich nicht nur vor diesem Wesen selbst, er hatte auch Angst, dass es plötzlich losspringen und sich in seinem Gesicht festbeißen würde. Fleisch, Haut und Knochen zermalmend, und an der anderen Seite wieder zum Vorschein kommend.

Und der Kopf zuckte vor.

Es war eine huschende, kaum zu verfolgende Bewegung. Domingo

entging dem Biss nur deshalb, weil er damit gerechnet hatte und seinen Kopf im letzten Moment zur Seite drehte. So verfehlte ihn das widerliche Maul, und der Pater wusste, dass er einer zweiten bösartigen Attacke nicht entwischen würde.

Er drehte sich auf der Stelle. Dass er schrie, merkte er erst jetzt. Die Zeit war für ihn zweitrangig geworden, er wollte diese kleine Bestie, die das Urböse dokumentierte, einfach nur loswerden. Ein noch schrillerer Schrei verließ seinen weit geöffneten Mund, als er es endlich schaffte, das Kreuz wegzuschleudern. Es flatterte durch die Luft, prallte mit einem satten Klang auf eine der Kirchenbänke und rutschte dann in den Zwischenraum der nächsten Bank.

In diesem Augenblick wurde die Tür der kleinen Kirche aufgerammt. Der Pater bemerkte es nicht. Er sah auch nicht, dass die Tür offen blieb und etwas mit schlangengleichen Bewegungen über die Erde kroch, eine Mischung aus Kreuz und Schlange, die es in dieser Kapelle nicht mehr aushielt. Der Pater stand da und jammerte. Er merkte kaum, wie knapp er noch einmal mit dem Leben davongekommen war…

***

Wir stürmten zu dritt in die Kapelle hinein, und wir wussten nicht, was hier vorgefallen war. Wir sahen zuerst das Chaos, das uns nicht weiter interessierte, denn dicht hinter dem Altar stand ein grauhaariger Mann und schrie.

Er bewegte sich nicht vom Fleck, dennoch zitterte er so stark, als würden Stromstöße durch seinen Körper geschleudert. Den rechten Arm hielt er vom Körper weg, die Finger waren gespreizt. Suko und ich hörten, wie Bob Crane den Namen des Paters schrie und plötzlich nicht zu halten war. Er erreichte ihn mit langen Schritten, umfasste ihn an den Enden der Schultern und schüttelte ihn durch. Dabei sprach er ihn an, sagte seinen und auch den Namen des Paters, der erst allmählich wieder zu sich kam und schließlich zurückwankte, wobei ihn der G-Man noch festhielt.

Suko und ich waren vor dem Altar stehen geblieben. Wir wussten nicht, was hier vorgefallen war, doch wir gingen davon aus, dass es sehr schlimm gewesen sein musste, und deshalb schauten wir uns auch sehr intensiv um und leuchteten mit den Lampen gegen die dunklen Ecken und Stellen, die sich überall verteilten.

Etwas huschte davon.

Ein Schatten, mehr nicht. Mir gelang es, den Schatten mit dem Lichtstrahl zu verfolgen. Der Kegel wanderte über das glänzende Fell einer Ratte.

Ich glaubte nicht, dass sich der Geistliche vor dem Tier soerschreckt hatte.

Crane hatte den Mann gedreht und auf die leere Altarplatte gesetzt. »Holt den Verbandskasten aus dem Wagen!«, rief er uns zu.

»Wir müssen den Pater verarzten.«

Suko rannte los. Ich ging auf den Altar zu, um mir die Verletzung aus der Nähe anzusehen.

Sie sah nicht gut aus.

Bob Crane hatte den Arm angehoben und die Hand so gedreht, dass wir auf die Fläche schauen konnten. Sie sah nicht mehr so aus wie sonst. Quer über die Hand hinweg zog sich ein dicker roter Steifen, aus dem Blut und eine wässrige Flüssigkeit strömten. Pater Domingo musste starke Schmerzen haben, doch er biss die Zähne zusammen, und kein Laut drang über seine Lippen.

Ich schaute den G-Man fragend an. Crane hatte meinen Blick bemerkt und hob die Schultern. »Genaues kann ich auch nicht sagen, aber er muss sich die Hand verbrannt haben.«

»Ja, so sieht es aus. Nur frage ich mich, woran er sie sich verbrannt hat. Ich sehe kein Feuer.«

»Weiß ich nicht. Wir werden ihn fragen müssen.«

Domingo hatte seine gesunde Gesichtsfarbe verloren. Er war sehr bleich, zitterte, schluckte immer wieder und pfiff schließlich den Atem über die Lippen. Als Suko zurückkam, nahm er ihn kaum wahr. Mein Freund stellte den Verbandskasten auf die Altarplatte, und wir schauten uns noch einmal die Verletzung an, bevor wir sie desinfizierten.

Der Geistliche zuckte einige Male zusammen, doch er hielt sich tapfer, nur in den Augen schimmerten die Tränen, wobei nicht feststand, ob er wegen seiner Schmerzen weinte oder aus einem anderen Grund.

Suko erwies sich als geschickter Sanitäter. Ein breiter Verband umschloss als heller Streifen die Hand des Mannes, der seinen Arm wieder senkte.

»Sind Sie einigermaßen okay, Pater?«

Domingo nickte dem G-Man zu. »Ja, ja«, flüsterte er, »es muss ja gehen. Es wird schon gehen.«

Er schaute auf seine Hand und versuchte, sie zu bewegen, das schaffte er nicht, denn die geringste Bewegung verursachte höllische Schmerzen.

»Diese Brut hat meine Kirche entweiht«, sagte er mit tränenerstickter Stimme. »Sie haben sich nicht geschämt, das Heiligste zu nehmen, was uns geblieben ist. Schaut euch um, sie haben gehaust wie die Vandalen, sie haben das Gotteshaus beschmiert, sie haben die Figuren und die Bilder zerstört, und sie haben ihren Hass hinterlassen…«

»Haben Sie denn jemand gesehen?«, fragte Crane.

Domingo starrte ins Leere. Er gab eine Antwort, doch anders, als wir

sie uns vorgestellt hatten. »Sehen konnte ich keinen, aber ich sah die Ratten in meiner Kirche…«

»Sind Sie von ihnen gebissen worden?«, wollte ich wissen.

Er starrte mich an und schüttelte den Kopf. »Nein, nein, nicht von ihnen. Es war das Kreuz.«

»Wie… wie bitte?«

»Ja, das Kreuz.« Er hob den gesunden Arm an und deutete gegen die leere Wand. »Dort hat es gehangen.«

»Und was geschah damit?«

»Jetzt ist es weg!«

»Sie haben es genommen?«

Der Pater überlegte einen Moment, bevor er nickte. »Ja«, sagte er dann, »ich habe es genommen. Ich holte es von der Wand. Es ist das einzige gewesen, das mir noch blieb.« Als er weitersprach, zuckte er zusammen. »Aber es war nicht mehr das Kreuz, so wie ich es kannte. Es… es sah nur noch so aus. Ansonsten hatte es sich verwandelt. Das Böse hat gewonnen. Es wurde… es wurde …«, er schloss die Augen. »Gott, ich kann es noch immer nicht begreifen.« Er holte noch einmal Luft. »Es wurde zu einer bösartigen Schlange.«

Jetzt wussten wir Bescheid und waren trotzdem noch immer so schlau wie zuvor.

Suko schaute mich an, ich den Pater, und gemeinsam mit Bob Crane hoben wir die Schultern.

»Ihr begreift es nicht…«

»Nein«, sagte der G-Man.

»Ich werde es euch erzählen.«

In den folgenden Minuten lauschten wir der Schilderung des Paters, die an keinem von uns spurlos vorüberging. Ich sah auch keinen Grund, den Worten des Mannes zu misstrauen, im Gegenteil, ich bekam allmählich Angst davor, dass sich das Böse noch weiter ausbreiten könnte und wir nicht in der Lage waren, es zu stoppen.

Die Schlange hatte in diesem Fall das Kreuz besiegt. Eigentlich hätte es umgekehrt sein müssen, doch diesmal mussten wir uns damit abfinden. »Und wo befindet sich das Kreuz jetzt?«, fragte ich, als der Pater seinen Bericht beendet hatte.

»Es ist weg!«

Mit diesen simplen drei Worten hatte er nicht nur mich überrascht, auch Suko und Crane schauten ihn an, als hätte er sich voll geirrt.

»Noch mal, Pater!«, flüsterte ich.

»Es ist weg!« Er schaute auf den Verband an seiner Hand. »Es ist davongekrochen. Das Kreuz und die Schlange haben eine Einheit gebildet. Das Vermächtnis der Schlange, das Urböse«, sprach er mit schneller Stimme weiter, »ist hier zum Ausbruch gekommen. Wir haben hier nicht mehr gesiegt, die Hölle hat uns gezeigt, wie stark sie

letztendlich ist.« Er fing an zu weinen und konnte nicht mehr sprechen.

Ich drehte mich um und schaute mir die Stelle an, die einst von dem Kreuz bedeckt worden war. Die Umrisse konnte ich noch gut erkennen. Mehr war aber nicht zu sehen, kein Hinweis auf die höllischen Kräfte, die hier die Kontrolle übernommen hatten, und ich musste mich mit dem schlimmen Aussehen der Kirche begnügen.

Eine Kirche, die keine mehr war. Widerlicher Schmutz und auch Gestank hatten sich ausgebreitet, dieser Ort war zu einem Platz für die Ratten geworden, und das Vermächtnis der Schlange, von dem der Pater gesprochen hatte, war eingetreten.

Die Schlange hatte gewonnen! Es war ihr gelungen, das Kreuz zu besiegen.

Als ich daran dachte, schlug mein Herz schneller. Das war für mich nicht zu fassen, denn immer hatte ich letztendlich dem Kreuz getraut, und ich hatte auch seine Siege miterlebt, besonders bei meinem Kreuz, das für mich, den Sohn des Lichts, so wertvoll war.

Plötzlich kamen mir Zweifel. Würde die Schlange es auch schaffen, dieses Kreuz zu besiegen? War ihr Vermächtnis groß genug, das zu schaffen? Wenn ja, hätte es die alten Regeln völlig auf den Kopf gestellt, und ich merkte, dass mich ein Schauer erfasst hielt, der so wirkte, als käme er nicht von dieser Welt.

Mein Hals war ausgetrocknet. Ich schmeckte auf der Zunge den Geruch von kalter Asche. Ohne den anderen Bescheid zu geben, schritt ich dem Ausgang entgegen. Ich musste durch den verdammten Dreck waten, ich hatte Mühe, meine Wut zu unterdrücken und stand schließlich vor der Kapelle. Stickige Luft hüllte mich ein, und ich hatte Mühe, überhaupt richtig Luft zu bekommen.

Meine Welt war zwar nicht zusammengebrochen, sie war aber aus den Fugen geraten. Ich ging auch davon aus, dass die Schlange kein simples Kreuz erwischt hatte. Das hier war, so hatte es uns der Pater erzählt, das Geschenk eines Bischofs gewesen. Es musste auch geweiht gewesen sein, und trotzdem hatte es die Schlange geschafft, die Kontrolle darüber zu erlangen.

Furchtbar…

Schlange und Kreuz sollten aus der Kirche gekrochen sein. Das mochte sicherlich stimmen, doch sie waren beide aus der Nähe der Kapelle verschwunden.

Es hatte auch keinen Sinn, nach Spuren zu suchen, dennoch tat ich es und musste schließlich resignierend aufgeben. Da war nichts zu machen. Die Schlange hatte gewonnen. Und genau sie war das Sinnbild des Teufels. Schon im Paradies hatte sich das Böse als Schlange gezeigt und den Menschen besiegt. Aber das Böse war besiegt worden. Das Kreuz hatte sich über die Schlange erhoben, die

Menschheit konnte wieder hoffen, auch ich gehörte zu diesen Hoffenden und hatte immerwieder erleben müssen, wie es mir gelang, den Satan in seine Schranken zu weisen. Diesmal hatte die Schlange gewonnen, und ich fragte mich, wieso dies geschehen war. Was war der Grund?

War das Kreuz nicht stark genug gewesen, oder hatte sich eine tiefe Umwandlung ereignet? Der Gedanke daran gefiel mir überhaupt nicht, er war allerdings auch nicht einfach aus der Welt zu schaffen, denn gerade in der letzten Zeit hatte ich die Kreaturen der Finsternis erlebt. Dämonen, die es schon in der Urzeit gegeben hatte, hatten überleben können und waren nun dabei, allmählich wieder an die Oberfläche zu steigen, um sichtbar zu werden.

Steckten sie hinter diesen Vorgängen?

Es wäre möglich gewesen. Sie suchten immer wieder nach neuen Wegen und Verbindungen. So konnten sich Personen wie die Satansjünger eines Aleister durchaus an die Kreaturen der Finsternis gewöhnen und mit ihnen eine Allianz eingehen. Hinzu kamen die Baphomet-Diener, und schon war der Kreis geschlossen.

Ich merkte, dass sich meine Gedanken selbständig machten. Dagegen wäre nichts einzuwenden gewesen, wenn ich es nicht eben anders erlebt hätte, denn darauf basierte ja mein Kampf gegen das Böse. Ich wollte nicht, dass die Hölle triumphierte, sie hatte leider schon oft genug gewonnen.

Als ich hinter mir Geräusche hörte, drehte ich mich um. Suko und Crane kamen. Sie hatten Pater Domingo in ihre Mitte genommen, der nach wie vor unter dem Eindruck der Ereignisse stand und beim Gehen die Füße nachzog.

»Es hätte ihn getötet«, sagte der G-Man. »Es hätte ihn glatt getötet.« Er schüttelte den Kopf. »Das kann ich einfach nicht fassen. Es will nicht in meinen Kopf. Aus der Mitte des Kreuzes entstand die Schlange. Er hat Recht, wenn er vom Urbösen spricht.«

Dieser Meinung war ich auch. »Und doch muss es einen bestimmten Grund haben«, sagte ich.

Ich erntete Schweigen, was auch verständlich war, denn die Wahrheit konnte keiner von uns wissen. Wir standen sozusagen vor einer Mauer, die anderen hielten sich dahinter auf. Und doch war es Pater Domingo, der eigentlich hätte mehr wissen müssen.

Wir blickten ihn an, ohne uns abgesprochen zu haben, aber unsere Gedanken waren gleich gewesen.

Domingo wusste, was wir von ihm erwarteten. Er hob die Schultern und sagte leise: »Ich weiß es auch nicht.«

»Pater, das stimmt nicht«, widersprach Crane. »Da muss ich einfach protestieren. Du bist es gewesen, der mich auf die Spur der neuen Kirche gebracht hat. Du hast von der Church of Hearts gesprochen,

einer verfluchten Gemeinde, die in der folgenden Nacht das Böse zelebrieren will. Es soll ihre Zeit sein, hast du gesagt. Deshalb wäre ich an deiner Stelle nicht so…«

Er ließ ihn nicht ausreden. »Ja, es stimmt. Die neue schreckliche Religion. Es gibt sie, ich will sie auch nicht wegdiskutieren, aber ich komme nicht an sie heran.« Er drehte sich um und deutete mit seiner gesunden Hand auf die kleine Kirche. »Schaut hin, sie steht da, wie sie immer dort gestanden hat. Aber wer hineingeht, spürt den Atem des Bösen über seinen Körper streichen. Sie sind in der Kirche gewesen. Nur habe ich sie nicht gesehen, es hat keine Zeugen gegeben. Sie sind irgendwann gekommen und haben sie in Besitz genommen. Dieses Gotteshaus ist von ihnen entweiht worden, aber fragt mich nicht, wer es getan hat. Ich kenne sie nicht. Ich weißeigentlich gar nichts über sie. Mir ist nur bekannt, dass es sie gibt, und das ist wahrscheinlich zu wenig, denke ich.«

Da konnten wir ihm nicht widersprechen, doch Suko hakte trotzdem nach. »Ist es nicht so gewesen, dass Sie die Informationen irgendwo bekommen haben müssen.«

»Das stimmt«, gab der Pater zu.

»Wunderbar. Und woher haben Sie die Informationen dann erhalten? Wer gab sie Ihnen?«

Domingo ließ sich Zeit mit der Antwort. Er hob auch die Schultern. Es hatte den Anschein, als wollte er nichts mehr sagen, doch dann presste er die Lippen zusammen, öffnete den Mund wieder und rückte mit der Sprache heraus. »Man hört die Menschen reden«, erklärte er leise. »Die einfachen Menschen, wenn Sie verstehen. Sie haben davon gesprochen. Sie sind von den Gestalten besucht worden.«

»Welchen Gestalten denn?«

»Den Machern der Kirche. Sie suchen Mitglieder. Sie wollen sie sammeln, sie wollen die große Kirche gründen, sie wollen viel Nachschub für den Teufel finden. Und ich gehe mal davon aus, dass einige auch zugestimmt haben. Wer hier lebt, der ist nicht gerade mit Reichtum gesegnet und ist deshalb froh, wenn er überhaupt von irgendeiner Seite angesprochen wird. Ansonsten hat man die Menschen hier am Rand der Sümpfe vergessen, ausgenommen in Wahlkampfzeiten.«

Ich schüttelte den Kopf. Es hatte überhaupt keinen Sinn, wenn wir hier herumstanden und theoretisierten. Es musste etwas Konkretes geschehen, zumindest brauchten wir einen Hinweis, dem wir nachgehen konnten. Alles andere spielte keine Rolle.

»Pater Domingo«, sagte ich. »Was können Sie uns zur Sache selbst sagen? Die theoretische Gefahr ist uns bekannt, doch irgendwann einmal wird sie sich in die Praxis umsetzen. Dann passiert etwas Schreckliches. Wenn dies geschehen ist, haben wir verloren, dann

nämlich ist es zu spät. Genau das will ich nicht.«

»Ja, Sie haben Recht, Mister.«

»Ich heiße übrigens John, das ist Suko. Aber weiter im Text. Was sollen wir tun? Sie haben mit Bob Crane telefoniert und von einer Nacht des Bösen gesprochen, die möglicherweise vor uns liegt. Dafür muss es doch einen Grund geben, das haben Sie sich doch nicht einfach aus den Fingern gesaugt. Oder sind Sie mit einer so großen Fantasie gesegnet?«

»Nein, das bin ich nicht.«

»Was also ist los?«

Pater Domingo wand sich. Er wusste etwas, das stand für mich fest. Auch Suko und Crane waren mittlerweile davon überzeugt. Sie warteten nur auf die Antwort des Geistlichen, die auch erfolgte, und er tat sich tatsächlich schwer dabei. »Ich habe keine Beweise, doch es gibt Gerüchte. Es hat sich herumgesprochen, dass etwas passieren soll. Die Menschen haben es mir nicht offen gesagt. Ich konnte zwischen den Zeilen hören. Die folgende ist die Nacht der Schlange und die Nacht des Herzens. So habe ich es gehört. Die Schlange und das Herz werden eine Verbindung eingehen. Hier soll Böses mit Bösem getraut werden, so ist es vorgesehen, denke ich mir zumindest.«

Das war immerhin ein Hinweis, und unsere Gesichter zeigten schon einen Ausdruck der größeren Zufriedenheit. »Gehen wir also davon aus, dass das meiste stimmt, Pater«, sagte ich. »Wo würde dieses Ereignis denn stattfinden? In Ihrer Kirche?«

»Es ist nicht mehr meine Kirche, John.«

»Pardon. In der entweihten Kirche?« Er schaute wieder gegen die Außenwände, überlegte dabei und schüttelteden Kopf. »Ich denke nicht«, flüsterte er dann. »Die Kirche ist eigentlich zu klein.«

»Für die Masse an Menschen, meinen Sie.«

»Richtig.«

»Dann müsste es einen anderen Treffpunkt geben«, sagte Suko.

»Vielleicht im Sumpf?«

Domingo schüttelte den Kopf. »Das kann ich mir nicht vorstellen. Aber ich kenne einen Ort, der sich dafür eignen würde.«

»Wo ist er?«, fragte Crane.

»Nicht weit von hier. Eigentlich sogar sehr nahe, und er ist auch irgendwo ideal.«

»Reden Sie schon.«

Der Pater holte tief Luft. »Ich kann nichts garantieren, aber auf dem alten und leeren Rummelplatz ist eigentlich Platz genug. Es ist ein unheimlicher Ort, düster, verlassen, ideal für die Wiedergeburt des Bösen, für die Rückkehr und das Vermächtnis der Schlange.«

Wir blickten uns an.

Wir nickten.

Wir waren einverstanden.
Und wir wussten jetzt, wo unser nächstes Ziel lag…

***

Das Herz hatte gewonnen!
Es war noch mehr gewachsen, und es hatte Kiki Lafitte Qualen bereitet, die sie sich eigentlich nicht mal in ihren kühnsten Träumen hatte ausmalen können. Diese weiche, widerliche Masse hatte es verstanden, sich um ihren Körper zu winden und ihn völlig in Besitz zu nehmen. Das Herz war regelrecht aufgequollen, es war zu einem Klumpen geworden, und es hatte dafür gesorgt, dass sich Kiki nicht mehr als Mensch fühlte. Sie war nur das Opfer einer bösen, unheimlichen Macht und Kraft, deren Existenz sie sich auf keinen Fall erklären konnte.
Das Herz war grausam.
Das Herz konnte ›reden‹. Immer wieder hatte sie seine Stimme gehört. Den zischenden Flüsterstrahl, der in ihren Kopf eingedrungen war und Botschaften übermittelt hatte.
Nur war Kiki damit nicht zurechtgekommen. Diese Botschaften hatte sie zwar verstanden, aber nicht begriffen. Es war von der Urmacht die Rede gewesen, von dem Bösen, das schon seit Beginn der Zeiten bestand und nun richtig zurückgekehrt war.
Sie hatte etwas von Templern und Satanisten gehört, von der Schlange, die in das Herz beißt, um es danach zu durchstoßen, damit ein Sinnbild für die Zukunft geschaffen werden konnte.
Die junge Frau hatte dies alles nicht hören wollen. Es war ihr zuwider gewesen. Das einzige, wonach sie sich allein sehnte, war ihre Freiheit. Die wollte sie wiedererlangen, und sie war realistisch genug, um einzusehen, dass sie es aus eigener Kraft nicht schaffte. Da hatte die andere Seite zu viel Macht.
Kiki lag auf dem Boden.
Wie sie in die Mitte ihres Verstecks hineingeraten war, daran konnte sich Kiki nicht erinnern. Vielleicht war sie gerollt, möglicherweise hatten auch andere Kräfte nachgeholfen – wie dem auch war, sie musste sich damit abfinden, dass sie nicht mehr das Zepter führte. Sie empfand es schon als kleines Phänomen, dass sie noch zu atmen in der Lage war, denn das gewaltige Herz umklammerte sie wie ein dicker Gummiwulst, schnürte sie zu. Nur der Kopf und die untere Hälfte ihrer Beine schauten noch hervor, ansonsten war sie von der zuckenden und zitternden Masse gefangen.
Manchmal hob sie den Kopf an und warf einen Blick auf die Tür.
Aber auch dieser Weg war versperrt. Es gab keine Hoffnung mehr für sie, die Hütte aus eigener Kraft verlassen zu können. Wenn sie je wieder hier weggeholt werden würde, dann von irgendwelchen

Feinden, die sie auch in diese Lage hineingebracht hatten.

Also musste sie warten.

Wie lange noch?

Da die Balken nicht so dicht zusammenklebten, hatten sich zwischen ihnen Ritzen gebildet. Durch sie war die ganze Zeit über das Tageslicht gesickert, doch je mehr Zeit verstrich, umso stärker hatte sich die Farbe verändert. Es war nicht mehr so hell und grell, sondern satter und auch dunkler geworden.

Die Sonne zog sich allmählich zurück. Die Schatten der Dämmerung lauerten bereits, und in wenigen Stunden würde die Nacht ihr düsteres Gewebe über das Land gelegt haben.

Die Nacht!

Kiki dachte über sie nach, um sich so von ihren eigenen Sorgen abzulenken. Würde sie den Einbruch der Dunkelheit noch erleben, oder war sie bis dahin schon weggeholt worden? Wenn ja, ließ man sie am Leben, oder gab man ihr den Todesstoß?

Auch darüber hatte sie sich bereits Gedanken gemacht. So schlimm ihr der Tod auch immer vorgekommen war, jetzt, nach der langen Gefangenschaft, dachte sie anders darüber. Der Tod war nicht mehr so schlimm. Er hatte seinen Schrecken verloren, nicht völlig, aber so wie sie lebte, konnte man von einem Leben nicht mehr sprechen, es war mehr ein Dahinvegetieren, ohne sich bewegen zu können.

Kiki wusste, dass sie nie mehr so werden würde, wie sie einmal gewesen war.

Für sie hatte sich einfach alles verändert, selbst die Tränen waren bei ihr getrocknet. Es gab keine mehr, denn sie hatte sich im Laufe der Zeit ausgeweint.

Wie aber ging es weiter? Würde sich das Herz noch weiter vergrößern und sich sogar über ihr Gesicht legen? Wenn das eintraf, würde sie jämmerlich ersticken.

Sie betete darum, dass dies nicht geschah, und Kiki glaubte auch daran, denn in der letzten Zeit hatte das Herz seine Größe glücklicherweise nicht verändert.

Der Kopf lag frei, ein Teil der Beine ebenfalls, und das genau hatten die anderen wohl nur gewollt, denn sie hatten noch einiges mit ihr vor. Kiki war zu einem Versuchsobjekt der Gegenseite geworden, sie sollte das Opfer sein und…

Poch…

Ein Schlag unterbrach ihre Gedanken. Dieser eine Stoß war so heftig geführt worden, dass er wie ein dumpfes Echo in ihrem Kopf widerhallte. Unbewusst war sie mit dem Gesicht hochgeruckt. Ein leiser Wehlaut drang über ihre Lippen, aber sie hielt sich tapfer und gab ansonsten kein weiteres Geräusch von sich.

Dann sackte sie wieder nach vorn.

Das Kinn berührte den Boden. Sie hatte den Eindruck, als würde sich die gesamte Last nur auf das Kinn allein konzentrieren. Ein zischender Laut drang aus ihrem Mund, wobei dieses Geräusch von einem anderen überdeckt wurde.

Zum ersten Mal seit ihrem Erwachen aus der Bewusstlosigkeit hörte sie das Geräusch der Schritte draußen vor der Tür. Jemand näherte sich ihrem Gefängnis.

Vergessen war die Furcht vor dem Tod. Alles war ganz anders gekommen. Sie merkte die innere Spannung, und diese Geräusche waren für sie auch so etwas wie eine Erklärung, denn nun wusste sie, dass es weiterging.

Jemand kam…

An der Tür blieb er stehen. Kiki Lafitte wartete darauf, dass sie entriegelt würde, aber die andere Person ließ sich noch Zeit damit.

Sekundenlang tobte die Hoffnung in ihr, dass es Bob Crane geschafft hatte, ihr Versteck zu finden, aber diese Hoffnung trog, denn der G-Man hätte sich nicht so viel Zeit genommen.

Kiki hörte, wie draußen der Riegel zurückgezerrt wurde. Sekunden später schwang die Tür auf.

Sie konnte sich nicht mehr halten. Ihr Kopf sank zurück, und wieder drückte sie das Gesicht auf den Boden, wobei sie für einen Moment die Augen schloss und sich ausschließlich auf ihren Hörsinn verließ. Die Tür wurde lautstark aufgestoßen und wieder hörte sie die Geräusche.

Es mussten zwei Personen sein.

Kiki hielt den Atem an.

Sie kamen näher, sie lachten sogar, doch einer von ihnen staunte auch. »Es hat das Opfer angenommen. Es ist passiert. Das Herz, der Mensch, die Schlange.« Der Sprecher lachte scharf. »Verdammt noch mal, jetzt stehen wir vor dem Ziel.«

»Ja, fass mit an!«

Erst jetzt öffnete Kiki wieder die Augen. Viel sehen konnte sie nicht. Dafür spürte sie die Hände der beiden Männer an ihrem Körper. Finger fassten in ihr Haar und zerrten daran. Eine andere Hand umklammerte sie in Höhe der linken Wade.

Gemeinsam drehten die Männer sie auf den Rücken. Und diesmal schloss Kiki die Augen nicht.

Über ihr schwebten zwei weiße Gesichter. Kiki dachte darüber nach, ob ihr die beiden Männer schon einmal begegnet waren. Wenn ja, hätte das auf gewisse Hintergründe schließen lassen.

Der eine trug sein dunkles Haar straff nach hinten gekämmt. Dort hatte er es zu einem Zopf zusammengeflochten. Der Schnitt machte sein hageres Gesicht nochschmaler, die Augen sahen so kalt wie dunkle Gewässer aus, und die Lippen lagen wie zwei breite Schläuche

aufeinander. Er lächelte nicht, sein Gesicht blieb ohne Ausdruck.

Der zweite Mann hatte sich wieder aufgerichtet und seine Arme in die Seiten gestemmt. Dank seiner Glatze wirkte er wie ein gefährlicher Clown. Auf der wulstigen Oberlippe in seinem ebenfalls wulstigen Gesicht wuchs ein schmaler Bartstreifen. Im rechten Ohrläppchen baumelte ein goldener Ring in Form einer nach oben geringelten Schlange.

Beide trugen dunkle Kleidung. Ob sie auch bewaffnet waren, konnte Kiki nicht erkennen.

Der Glatzkopf umschritt Kiki. Er lächelte dabei, nickte und schien sich zu freuen.

Sein Kumpan blieb stehen. Er strich nur immer wieder über seinen Haarschwanz hinweg, als wollte er ihn besonders pflegen.

»Bist du zufrieden?«

»Ja«, erwiderte der Mann mit der Glatze und nickte. »Ich bin sogar sehr zufrieden. Es ist gewachsen. Also haben die alten Schriften nicht gelogen.«

»Crowley hat es nicht nötig zu lügen.«

»Das stimmt auch wieder.«

»Packen wir sie?«

»Sofort.«

Eigentlich war Kiki froh darüber, als sich die beiden Männer bückten und sie anhoben. Dabei löste sich auch das große Herz mit einem schmatzenden Geräusch vom Boden, und beide Männer hatten ziemlich viel zu schleppen.

Die Tür stand weit offen. Sie schafften Kiki ins Freie, die nach langer Zeit endlich wieder mit der normalen Luftin Berührung kam, allerdings zugeben musste, dass sie auch nicht besser war als die Brühe in ihrer Hütte. Es wehte kein Lüftchen. Der Sumpf hatte seinen Atem wie einen gewaltigen Pesthauch geschickt.

Kiki Lafitte überlegte, wo sie wohl hingebracht werden könnte.

Wenn sie die beiden richtig verstanden hatte, war sie das Opfer.

Und ein Opfer wurde zu einem Opferplatz geschafft. So war es immer gewesen, so würde es auch bleiben.

Aber wo lag dieser Platz?

Der Kombi mit der offen stehenden Ladetür war es sicherlich nicht. Er stand bereits fahrbereit, sie brauchte nur in ihn hineingeschoben zu werden wie eine Tote in den Leichenwagen.

Noch lag sie im Freien und schaute in die Höhe. Baumwipfel tanzten über ihr. Das aber war eine optische Täuschung. In Wirklichkeit war sie es, die sich bewegte, denn ihr Körper schwang im Rhythmus der Schritte mit, und das riesige Herz hielt sie noch immer wie ein klebriges und zuckendes Gebilde umklammert.

Die Männer näherten sich der Klappe. Sie hatten für ihr Opfer bereits

die richtige Haltung erreicht. Mit dem Kopf nach vorn wurde Kiki in den Wagen geschoben.

Seltsam, aber der größte Teil ihrer Angst war verschwunden, und sie war von einer Erwartung und Neugier erfüllt, die sie sich selbst nicht erklären konnte.

Doch sie wusste auch, dass die Angst zurückkehren würde. Spätestens dann, wenn sie sich am Ziel befanden, an der Opferstätte.

Da sie den Kopf leicht angehoben hatte, konnte sie auch nach vorn schauen.

Der Glatzkopf stand vor der offenen Klappe. Er grinste kalt in ihr Gesicht. Dann hob er mit einer langsamen Bewegung den rechten Arm und schloss die Klappe. Wie er das tat, ließ darauf schließen, dass es ihm Genuss bereitete.

Sein Gesicht verschwamm hinter der Heckscheibe. Kiki Lafitte ließ sich wieder zurücksinken. Mit dem Hinterkopf berührte sie die Ladefläche.

Auch der Mann mit der Glatze stieg ein. Kiki hörte, wie die Tür zugeschlagen wurde.

Wenig später orgelte der Anlasser, als wollte er etwas in sich hineinschlürfen.

Mit einem Ruck fuhr der Wagen an.

Wohin?, fragte sich Kiki.

Es gab nur eine Antwort. Dieses Fahrzeug würde sie zu ihrem Grab bringen…

***

Im Prinzip gehörte Marsha Blanc zu den Frauen, die ziemlich angstfrei durchs Leben gingen. Sie hatte sich ihre eigene kleine Welt aufgebaut, die sie auch verteidigen würde. Und sie würde jeden Eindringling vertreiben, da konnte sie sich zudem auf die Hilfe der Nachbarn verlassen, denn das Verhältnis zu ihnen war gut. Man half und unterstützte sich gegenseitig.

Nun aber, als der Pater das Haus verlassen hatte, spürte sie zum ersten Mal so etwas wie eine bohrende Furcht. Es gab keinen konkreten Grund dafür, denn niemand befand sich in der Nähe, der sie auch nur mit dem Finger bedroht hätte.

Aber die Furcht war vorhanden!

Woran lag es?

Marsha stellte sich den Problemen gern. Damit war sie immer gut gefahren, und sie überlegte, dass die Furcht mit den Ereignissen zusammenhängen könnte, die noch auf sie zukommen würden. Pater Domingo hatte zwar nichts Konkretes gesagt, doch es lag etwas in der Luft, das man nicht erklären konnte.

Etwas kam.

Natürlich überlegte sie, und Marsha versuchte auch, es in Worte zu fassen. Sie schaffte es nicht. Es war einzig und allein das Böse, in das der Pater geraten war und das nun auch sie streifte. Das Böse, der Teufel, ein Herz, die besudelte Kirche, hier braute sich Schlimmes zusammen, und Domingo wusste in etwa Bescheid.

Aber auch sie.

Marsha setzte sich an den großen Küchentisch und schaute zum Fenster, dessen Umriss nicht mehr im Schein der Sonne lag. Die traf jetzt die Hauswand an einer anderen Stelle. Hinter dem Viereck sah sie einen kleinen Ausschnitt der Landschaft, wirklich nicht viel, mehr Licht als Schatten, und die Schatten wurden von den Bäumen auf den Boden gezeichnet, wo das Geäst als Vergrößerung liegen blieb.

Direkt am Stamm der Bäume war es schon dunkler geworden. Da reichte die Sonne nicht mehr hin. Mückenschwärme hatten mit ihren vorabendlichen Tänzen begonnen. Von den kleinen Kanälen und Flussläufen her hörte sie hin und wieder Stimmen oder Geräusche, ohne sie jedoch unterscheiden zu können.

Marsha Blanc hatte sich auf etwas konzentrieren wollen, was ihr leider entfallen war. Nun überlegte sie abermals, und plötzlich wusste sie wieder Bescheid.

Es war um das lauernde Böse gegangen, aber auch um den Pater, der darüber informiert war.

Sehr genau wusste er Bescheid, und er hatte sie so weit wie möglich eingeweiht.

Wenn er Bescheid wusste, waren dann auch seine Gegner informiert? Sie konnte es sich vorstellen, wobei nicht feststand, wer diese Gegner überhaupt waren. Eine schwammige Masse, die sich irgendwo im Hintergrund aufhielt, aberauch Gefahr verströmte, die den Peter wie einen Pesthauch erwischt hatte.

Sie wartete ab.

Minuten verstrichen, und Marsha saß noch immer am Küchentisch. Es war still in der Küche, abgesehen vom Summen der dicken Fliegen, die ihren Weg trotz des Fliegengitters am Fenster ins Innere des Hauses gefunden hatten.

Warten…

Worauf warten?

Marsha gehörte zu den Gefühlsmenschen, und sie hatte einfach das unbestimmte Gefühl, dass in der nächsten Zeit etwas passieren würde, das sie weiterbrachte. Die Welt drehte sich immer weiter, und auch der kleine Ausschnitt, den sie bewohnte, blieb nicht stehen.

Der Tag ging, die Nacht kam, und schon jetzt lauerte die Dunkelheit wie eine Wand aus Stahl. Nein, dies war kein normaler Tag gewesen, das wusste Marsha. Es hing nicht allein mit ihrem Pensionsgast, dem Pater, zusammen, es gab für sie noch einen anderen Grund. Sie hatte

den Eindruck, als sollte sie von den übrigen Bewohnern gemieden werden, als wüssten diese, dass noch etwas Schreckliches passieren konnte.

Noch einmal von vorn.

Der Pater ahnte etwas. Er hatte ihr von seinen Ahnungen berichtet.

Wenn die andere Seite über den Pater Bescheid wusste, dann lag es durchaus im Bereich des Möglichen, dass sie auch über sie informiert worden war.

Demnach befand sie sich ebenfalls in Gefahr!

Das wiederum ließ ihr Herz schneller schlagen und sorgte für diese tiefe Furcht. Sie sah sich plötzlich als Gefangene ihrer eigenen kleinen Welt an, unddieser Ort, an dem sie sich so sicher gefühlt hatte, war zu einer Falle geworden.

Marsha wäre am liebsten in die Höhe gesprungen, doch sie blieb zunächst sitzen. An ihren Händen klebte jetzt der Schweiß wie dicker Leim, und sie spürte gleichzeitig, wie ein kalter Strom über ihren Rücken hinwegrieselte.

Ich bin hier nicht mehr sicher!, sagte sie sich. Es ist alles so verdammt anders geworden. Ich hänge hier fest. Mein eigenes Haus hat sich zu einer Falle entwickelt.

Als sie daran dachte, kam ihr zum ersten Mal der Gedanke an Flucht. Nicht einmal einen Koffer packen, sondern einfach so verschwinden. Kurz wegtauchen, sich in den nächsten Tagen nicht mehr blicken lassen und sich verstecken.

Aber wo sollte sie ein Versteck finden? Zudem stellte sie sich die Frage, ob es überhaupt möglich war, sich unbeobachtet aus dem Haus zu stehlen? Wenn die andere Seite sie wirklich im Visier hatte, war es durchaus möglich, dass sie auch das Haus unter Kontrolle hielt und nur darauf wartete, dass sie es verließ.

Bei denen musste sie mit allem rechnen.

Marsha Blanc stand auf. Sie schob sich einfach in die Höhe und ließ dabei das Fenster nicht aus den Augen. Deshalb sah sie auch dort die Bewegung, jemand lief direkt auf den Eingang ihres Hauses zu. Es war kein Erwachsener, sondern ein Kind. Sie hatte den Jungen auch erkannt. Er hieß Mario und stammte aus der unmittelbaren Nachbarschaft. Oft genug war er bei Marsha zu Besuch gewesen und hatte auch bei ihr gegessen. Mario hatte es eilig, denn er läutete Sturm.

Marsha befand sich bereits auf dem Weg zur Tür. Wegen ihrer Körpermasse konnte sie nicht so schnell laufen, aber das heftige Klingeln zeigte ihr an, dass etwas passiert sein musste.

Als sie öffnete, fiel ihr der Junge fast vor die Füße. Mario hatte sich gegen die Tür gelehnt gehabt, jetzt taumelte er in den Flur, stützte sich an der Wand ab und musste erst einmal tief durchatmen.

Marsha schloss die Tür noch nicht sofort. Sie schaute sich kurz auf dem Platz vor dem Haus um, ohne dort jedoch etwas erkennen zu können. Bei den Bäumen hielt sich niemand versteckt.

Nach dem Umdrehen und dem Schließen der Tür richtete sie ihren Blick auf Mario. Er war dreizehn, hatte eine dunkle Hautfarbe und war ein aufgewecktes Bürschchen. An diesem Tag trug er Turnschuhe, die schon schmutzig geworden waren, ein buntes Hemd, das an seinem Körper klebte, und hellblaue Jeans. Seine Schirmmütze zog er vom Kopf und wischte sich über das ebenfalls schweißfeuchte Haar. »Es ist gefährlich, Marsha…«

»Wie bitte?«

Mario nickte. »Ja, es ist gefährlich… Du … du kannst hier nicht länger bleiben.«

»Wer sagt das?« Die Frau bemühte sich darum, gelassen zu bleiben, was ihr nur schwerlich gelang. Durch den Besuch des Jungen waren ihre Befürchtungen bestätigt worden.

»Ich habe es gehört.«

»Toll.« Noch tat sie seine Befürchtungen locker ab. »Willst du nicht erst einen Saft trinken?«

»Nein, nein, nein. Du musst weg!«

Marsha dachte nach. Wenn der Junge selbst einen Saft ausschlug, dann musste es tatsächlich brennen, denn er war immer gern zu ihr gekommen, um sich zu erfrischen. »Lass uns trotzdem in die Küche gehen«, schlug sie vor. »Einverstanden?«

»Aber nur kurz.«

»Auch das.«

In der Küche stellte sich Mario sofort an das Fenster und schaute nach draußen. Marsha hielt sich zurück, sie sagte nichts. Aber sie trat an den Kühlschrank heran und öffnete die große Tür. Die Saftdosen waren dort gestapelt. Sie holte zwei hervor. Eine für Mario, die andere für sich, denn auch sie verspürte einen brennenden Durst. Als sie die beiden Laschen aufriss, drehte sich Mario um, denn dieses Geräusch kam ihm sehr bekannt vor.

»So, dann mal in aller Ruhe, mein Junge«, sagte sie und reichte ihm eine Dose.

Er nahm sie und schüttelte dabei den Kopf. »Es gibt keine Ruhe«, sagte er mit leiser Stimme.

»Warum nicht?«

»Du bist in Gefahr, Marsha.«

Sie lachte nicht, sie widersprach auch nicht. Sie hob die Dose an und trank einen langen Zug. Der Saft mit dem Zitronengeschmack lief kalt in ihre Kehle, doch das bedrückende Gefühl konnte er nicht wegspülen. Es blieb nach wie vor.

Auch Mario hatte getrunken. Mit flackerndem Blick schaute er

Marsha ins Gesicht. »Ich habe wirklich nicht gelogen, die Gefahr ist da. Ich weiß es nämlich.«

»Schön. Woher weißt du es?«

Er leckte über seine Lippen. »Das kann ich dir genau sagen. Da waren Männer auf den Kanälen. Sie haben nach dir gefragt und wollten nur wissen, ob du im Haus bist.«

»Welche Männer?«

»Fremde.«

»Polizisten?«

Mario schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Nein, einen Bullen erkenne ich. Die waren schlimmer, viel schlimmer.«

»Gangster?«

»Ja.« Er nickte heftig. »Das müssen Gangster gewesen sein. Ich weiß ja nicht, was sie wollten…«

»Haben sie dich auch angesprochen?«

Der Junge nickte heftig. »Klar, das taten sie.« Er grinste. »Ich habe sie aber angelogen und ihnen erzählt, dass du dein Haus verlassen hättest.«

»Gut gemacht, Mario, gut gemacht. Haben sie sonst noch etwas gefragt oder zu dir gesagt?«

»Nein, eigentlich nicht. Doch ja, sie wollten wissen, ob der Pater noch bei dir wohnt.«

»Was hast du gesagt?« Marsha beugte ihren Kopf vor. Sie war jetzt ganz Ohr.

Der Junge lächelte. »Ich habe ahnungslos getan und gemeint, dass der Pater in seiner Kirche ist. Ob sie mir beides geglaubt haben, kann ich dir nicht sagen, jedenfalls sind sie wohl nicht verschwunden. Ich habe sie noch in der Nähe gesehen.«

»Und deshalb soll ich verschwinden?«

»Ja.«

»Wohin denn?«

»Einfach weglaufen, bevor sie herkommen. Sie wollen dir bestimmt an die Wäsche.«

Marsha Blanc war nach dieser Antwort das Lachen vergangen. Sie wusste, dass es ernst wurde. Deshalb nickte sie dem Jungen zu.

»Warte, ich ziehe mir nur andere Schuhe an.«

Mario war einverstanden. Er folgte Marsha in den Flur, wo er sich an der Tür aufhielt, sich bückte und durch das Schlüsselloch nach draußen schaute.

Er sah nur einen kleinen Ausschnitt des Geländes vor dem Haus, und dort bewegten sich keine Fremden. Nur die Schatten waren länger und die Mückenschwärme größer geworden.

»Wir können gehen«, sagte Marsha und wollte die Tür öffnen, aber Mario war schneller.

Er legte blitzartig seine Hand auf die ihre und schüttelte den Kopf. »Nicht so schnell…«

»Meinst du?«

Mario öffnete vorsichtig. Er schaute durch den schmalen Spalt, vergrößerte ihn dann und spürte den warmen Atem der hinter ihm stehenden Frau über seinen Nacken streifen.

»Ich denke, es ist okay.«

»Geh endlich!« Marsha drückte ihn nach vorn, und Mario überwand die Schwelle mit einem leichten Sprung. Geduckt blieb er stehen, blickte sich wieder um, und erst als er sicher war, gab er Marsha das Zeichen, ihm zu folgen.

Sie liefen nach rechts, wo ein alter Zaun das Grundstück eingrenzte. Es wäre nicht nötig gewesen, denn mittlerweile war er von wild wuchernden Pflanzen überwachsen.

Als Mario der Frau zuwinkte, hörten sie beide das Geräusch eines anfahrenden Wagens. »Das sind sie!«, flüsterte der Junge und klammerte sich für einen Moment an Marsha fest. »Wenn wir jetzt nicht schnell sind, haben wir keine Chance mehr.«

Das wusste auch Marsha, deshalb verließ sie sich nach wie vor auf den Jungen, der sich geschickt durch das Gestrüpp wand und über den Zaun kletterte.

Er sprang an der anderen Seite zu Boden, wunderte sich dann, wie gelenkig Marsha noch sein konnte und zerrte sie weiter. Sie überquerten einen schmalen Weg und gerieten auf eine feuchte Rasenfläche, die nach unten hin abfiel.

An ihrem Ende befand sich ebenfalls ein schmaler Pfad. Er führte parallel zu einem Kanal, dessen Wasser schwarzgrün schimmerte und faulig stank. Insekten schwirrten über die Oberfläche und hatten sich auch an den Rändern der Wasserstraße versammelt.

Der Kanal war so schmal, dass kein Boot an seinem Ufer ankern durfte. Aufder anderen Seite allerdings waren kleine Gärten angelegt worden, in denen Gemüse und Obst wuchs. Einige Männer und Frauen kümmerten sich um die Parzellen, denn jetzt, wo die Sonne tiefer gesunken war, ließ es sich wieder im Freien arbeiten.

Marsha wollte von dem Jungen wissen, wo er sie hinbrachte.

»Zu uns.«

»Wissen deine Eltern Bescheid?«

»Nein, sie sind nicht da. Die kommen erst später wieder.«

»Heute noch?«

»Das weiß ich nicht.«

Marsha wusste, dass Mario und seine Eltern auf einem der Boote lebten. Sie fühlten sich dort wohler als in einem Haus. Manchmal, wenn es ihnen in den Sinn kam, dann legten sie ab und verschwanden für einige Tage aus der Gegend.

Beide liefen auf dem Pfad neben dem Kanal weiter und waren durch die flache Böschung einigermaßen gut gedeckt. Wenig später schon erreichten sie den breiten Kanal, auf dem auch die Hausboote lagen. Es war eine kleine Welt für sich, die sich hier entwickelt hatte.

Oft genug wurden Feste gefeiert und die Boote dann geschmückt.

Dann leuchteten die bunten Lampen wie lange Ketten, als wollten sie allen klar machen, dass sich die Menschen auch mal eine Freude gönnten.

An diesem frühen Abend war alles still. Es war auch kaum ein Mensch an Deck seines Bootes zu sehen, was Marsha irritierte. Sie hielt Mario so stark fest, dass der Junge stoppen musste. »Was ist denn hier passiert?«, fragte sie. »Warum ist es hier so still wie in einer Kirche vor dem Gottesdienst?«

»Sie haben alle Angst«, flüsterte der Junge.

Beinahe hätte Marsha gelacht. Sie unterdrückte es im letzten Augenblick. »Vor wem denn? Vor den beiden Männern?«

»Nein, es waren noch andere da.«

»Was? Das sagst du erst jetzt?«

»Ja, sie waren woanders. Sie haben nach dem Pater gesucht und auch nach dir.«

Erst jetzt wurde Marsha Blanc klar, dass sie den Jungen durchaus als ihren vorläufigen Lebensretter ansehen konnte. Wäre sie im Haus geblieben, hätte man sie schon längst gefunden.

Er stand vor ihr, sie schaute auf ihn nieder, und dann musste sie ihn einfach umarmen. Sie stattete ihm auf diese Art und Weise ihren ganz persönlichen Dank ab.

»Lass uns weitergehen. Wir können uns unter Deck verstecken. Ich glaube nicht, dass sie noch einmal kommen werden.«

»Bist du dir da sicher?«

Marsha bekam keine Antwort. Mario hob nur die Schultern und lief mit eiligen Schritten vor.

Der große Kanal lag ebenfalls in einer tückischen Ruhe vor ihnen.

Auf dem Wasser hatte sich Laub und Gehölz angesammelt. Es schwamm zitternd auf den Wellen. Der Himmel war dunkler geworden, rötlich blau, wegen der Sonne.

Es war ein schmaler Steg vorhanden, der das Ufer mit dem Schiff verband. Beide schritten über dieses Brett hinweg und blieben auf dem Deck stehen, wo sie sich umschauten.

»Keiner hier«, flüsterte Mario.

»Das war mir klar.«

Der Junge duckte sich und bewegte sich auf den Heckbereich des Hausbootes zu. Dort hatte sich die Familie Johnson die ehemaligen Frachträume zu Wohnräumen umgebaut. Auch wenn sie nicht eben komfortabel waren, es gab zahlreiche Menschen, die unter

schlimmeren Bedingungen hausten.

Mario öffnete bei einem Aufbau dieschmale Tür und deutete in das ehemalige Ruderhaus, wo sich auch der Niedergang befand, der unter das Deck führte. »Du musst den Kopf einziehen«, flüsterte er, »bei uns ist es immer etwas eng.«

»Danke, das mache ich.«

Sie erreichten die stickige Schwüle. Mario schaltete das Licht ein.

Unter der Decke verteilte eine Tellerlampe ihren matten Schein. Es war sofort zu erkennen, dass die Wände nur einen rohen Anstrich aufwiesen. Mit weißgrauer Farbe hatten die Johnsons die Umgebung freundlicher gestaltet und auch einen guten Umbau geschaffen, denn die Lagerräume waren durch Wände gut abgeteilt worden, so dass jedes Familienmitglied hier sein eigenes Zimmer hatte.

Licht drang ebenfalls hinein. Zwar waren die Fenster klein, doch greller Sonnenschein schaffte es, die Räume auszuleuchten.

In einem Flur, wo sich auch die Garderobe befand, blieben beide erst einmal stehen. Der Junge lächelte. »So weit sind wir gekommen, Marsha.« Er wischte sich den Schweiß von der Oberlippe. »Jetzt kannst du dir einen Raum aussuchen, wo du dich verstecken willst.«

»Wie lange denn?«

»Bis zum Morgen.«

»Und was geschieht dann?«

»Müssen wir mal sehen.«

Marsha Blanc wunderte sich immer mehr über diesen Jungen. Wie dieser Mario die Nerven behielt und in dieser Situation besser reagierte als mancher Erwachsene, das war schon als außergewöhnlich anzusehen. Er hatte in seinen dreizehn Jahren tatsächlich viel vom Leben mitbekommen. »Sag mir doch, welchen ich nehmen soll.«

»Wir haben auch einen für Gäste.«

»Gut, dann gehe ich dorthin. Wo finde ich ihn?«

»Ich zeige ihn dir.« Mario ging vor. Er drehte sich nach links und deutete auf die hellblaue Tür. An ihr hing ein Schild mit der Aufschrift Visitors. Mario blieb davor stehen. Er zeigte sich etwas verunsichert, als er sagte: »Es ist zwar nicht besonders schön und auch kein Luxuszimmer, aber immer noch besser als gar nichts, finde ich.«

»Das kann man sagen.«

Der Junge öffnete die Tür und machte sich schmal, damit Marsha an ihm vorbeigehen konnte. Der Raum zeigte tatsächlich eine schlichte Möblierung. Ein Bett, ein schmaler Schrank, kein Teppich auf dem Boden, in der Ecke ein kleines Waschbecken.

Davon ging der Brandgeruch nicht aus, der den beiden in die Nasen strömte. Marsha schnüffelte und blieb stehen. »Was hat denn hier gebrannt?«, fragte sie.

Der Junge konnte ihr noch keine Antwort geben. Auch er war ziemlich überrascht, zog die Nase hoch, drehte sich auf der Stelle und schaute zu der Wand über dem Bett hin.

Dort hing ein Kreuz.

Es hatte immer an dieser Stelle gehangen, und es hing auch jetzt dort. Aber es hatte sich verändert. Es war schwarz und aschig geworden, als wäre es von einem Feuer angefressen.

»Das… das Kreuz«, keuchte der Junge. »Es muss gebrannt haben. Jemand hat es angesteckt, jemand war hier…«

»Tatsächlich?« Marsha ging vor – und entdeckte etwas, das sie sich auch nicht erklären konnte.

Sie deutete auf das Bett. »Was ist das?«

»Wo?«

»Da, auf dem Bett!«

Jetzt schaute auch Mario hin. Und ihm fiel ebenfalls das Metallkreuz auf, das dort lag. Es war ein relativ großes undgleichzeitig ein außergewöhnliches Kreuz, mit einem vierstrahligen Stern in der Mitte, der wegen seiner spitzen Enden wie ein asiatisches Wurfgeschoss aussah. Der Junge schüttelte den Kopf. »Ich… ich kenne es nicht«, flüsterte er. »Es ist mir neu.«

»Wirklich?«

»Ja.« Er blickte Marsha an, nickte noch einmal, drehte sich wieder um, weil er das Kreuz wegnehmen wollte.

»Neiiiinnnn…!«, brüllte Marsha und kam sich plötzlich vor wie in die Hölle gestoßen …

***

Der Rummelplatz lag vor uns!

Nein, das war eigentlich falsch. Ich musste da schon von einem ehemaligen Rummelplatz sprechen, denn was wir auf dem doch großen Gelände sahen, waren nur mehr Fragmente, als hätte man das Fleisch von den Körpern unterschiedlich großer Saurier geschnitten und nur mehr die Skelette zurückgelassen.

Nur schimmerten hier die Knochen nicht hell. Das Gestänge der zurückgelassenen Karussells war längst verrottet und verrostet. Zudem hatte sich die Welt der Pflanzen das zurückgeholt, was man ihr einmal genommen hatte, denn der gesamte Platz war von einer dichten Schicht aus Unterholz, Unkraut und Niederwald bedeckt. Es gab keine Wege oder Pfade mehr. Wer immer sich auch hier bewegte, der musste das Gras niedertrampeln, und nur deshalb waren einige Pfade entstanden.

Wir waren nur mit einem Wagen gekommen. Domingos Jeep hatte für diese kurze Strecke Platz genug geboten, und der Wagen war so abgestellt worden, dass er nicht so rasch entdeckt werden konnte.

Das Gelände lag in einer beinahe bedrückenden Stille vor uns.

Nichts war zu hören. Keine menschlichen Geräusche zumindest. Die Bodenfauna hatte sich schon bemerkbar gemacht. Wir hörten das harte Zirpen und Zischen der Grillen, das Quaken der Frösche und das Schreien der zahlreichen Vögel, die ihren Nachtgesang veranstalteten.

Über uns war der Himmel zu einer blauen Decke geworden, die sich immer mehr zusammenzog. Noch strahlten die Lanzen der Sonne hinein wie feurige Gitter, aber auch sie würden sehr bald verschwunden sein.

»Das ist ein Ort zum Sterben«, sagte Bob Crane.

»Hat es hier schon Tote gegeben?«, fragte Suko, der den Faden sofort aufnahm.

»Ja. Einige Morde. Dealer, die sich bekämpften. Ich habe den Rummelplatz mehr als Leichenplatz in Erinnerung. Für das Böse ist er genau der richtige Ort. Hier kann es sich ausweiten, denn hier ist der Boden mit Blut getränkt.«

Ich bestätigte seine Worte durch ein Nicken, fügte aber noch etwas hinzu. »Nur ist keiner hier, und unsere Gegner können wir uns nicht malen, leider.«

»Sie werden kommen«, sagte der Pater. »Davon bin ich mehr als hundertprozentig überzeugt.«

Ich wechselte das Thema und wandte mich an den G-Man. »Wie sieht es hier eigentlich aus, Bob, gibt es nur eine Oberwelt, oder existiert auch eine unter der Erde.«

»Wie meinst du das?«

»Wenn das ein Vergnügungspark war, dann musste er irgendwo auch versorgt worden sein. Ich denke da an all die Leitungen, an die Systeme der Gänge, an die Hallen und Räume, wo der Nachschub gelagert wurde, an die Energiezentralen und so weiter und so fort. So jedenfalls ist es bei den modernen Parks.«

»Richtig, bei den modernen.«

»Und du meinst, dass dieser hier zu alt ist?«

»Davon gehe ich mal aus.«

»Also hast du ihn dir so genau nicht angesehen.«

»Ja, das stimmt.«

»Wir sollten ihn durchsuchen«, schlug Suko vor. »Noch sind sie nicht da. Wir haben also Zeit.«

Der Meinung war ich auch. »Bist du einverstanden, Bob?«, fragte ich den G-Man.

»Sicher.«

»Bleiben wir denn zusammen?« Die Stimme des Paters zitterte. Ich hätte Domingo am liebsten zurückbehalten, aber er hatte sich schlichtweg geweigert, er hatte mitgehen wollen, und so waren wir schließlich gezwungen gewesen, ihm nachzugeben.

»Der Pater ist unbewaffnet«, erklärte Suko. »Ich denke nicht, dass es gut ist.«

»Er kann bei mir bleiben«, schlug der G-Man vor. »Wir sollten uns sowieso trennen. Wenn jemand etwas entdeckt hat, gibt er Nachricht. Entweder durch einen Schuss oder durch einen Schrei.«

Ich war einverstanden, Suko ebenfalls, und so stimmten wir zunächst die Richtungen ab.

Wir wollten uns nicht gegenseitig in die Quere laufen, deshalb war eine Trennung gut. Sie barg aber auch Gefahren in sich, denn auf diesem dunklen Platz konnten sich zahlreiche Personen versteckt halten, die allesamt genügend Deckung fanden.

Keiner hatte ein gutes Gefühl, als wir uns trennten. Es gab aber keine bessere Lösung. Ich für meinen Teil rechnete sogar damit, dass uns die Gegenseite bereits erwartete.

Ich dachte an das andere Kreuz, ichdachte dann an mein Kreuz, und ich fragte mich, ob es stärker war als das Vermächtnis der Schlange…

***

Der Schrei war genau im richtigen Moment aufgebrandet, denn die Hand des Jungen zuckte zurück. Sie war so schnell, dass die gefährliche Schlange nicht ins Ziel beißen konnte, und ihr langer Kopf, der aus der Kreuzmitte hervorgesprungen war, biss ins Leere. Er streifte die Hand des Jungen nicht einmal, der sich dann mit einem Sprung noch weiter in Sicherheit brachte und gegen Marsha stieß. Sie hatte zwar geschrien, doch sie war nicht in der Lage sich zu rühren. Der Schreck über das Unbegreifliche hatte sie schlichtweg gelähmt.

Innerhalb weniger Sekunden brach für diese gläubige Frau eine Welt zusammen. Sie stürzte ineinander wie ein altes Haus, gegen das eine mächtige Eisenkugel geschlagen worden war. Bei Marsha zerstörte diese unsichtbare Kugel das Fundament des Glaubens. Nie hätte sie gedacht, dass die Schlange, der Teufel also, über das Kreuz hätte siegen können. Sie war immer sehr auf den christlichen Glauben, wenn auch vermischt mit einigen Relikten des Aberglaubens, fixiert gewesen, doch was sie hier erlebte, riss sie in ein seelisches Loch.

Da hatte die Schlange gewonnen!

Und diese Schlange konnte sie mit den eigenen Augen sehen. Sie stand schräg vor dem Bett, auf dem das Kreuz seinen Platz gefunden hatte. Es lag auf dem Rücken, das Oberteil war ihr zugekehrt, Marsha sah auch den Stern in der Mitte, und aus ihm war dieses Untier, eine Schlange mit dem zahnbewehrten Maul eines Krokodils, hervorgesprungen.

Das grüne Untier ringelte sich in die Höhe. Weit war das Maul aufgerissen. Marsha konnte hineinschauen und sah, dass es innen violett schimmerte.

Im krassen Gegensatz dazu standen die scharfen, weißen Zähne, die aus beiden Kiefern hervorwuchsen.

Mario Johnson hatte sich schneller gefangen als die ältere Frau. Er stand bereits an der Tür und hielt sie weit offen. »Marsha!«, schrie er, »Marsha, du musst kommen!«

Sie nickte nur, aber sie blieb stehen.

»Bitte Marsha!«

Die Schlange zischte.

Es war ein böses Geräusch, und es hätte auch direkt vom Teufel stammen können. Gleichzeitig hätte es Marsha warnen müssen, sie aber achtete nicht darauf und blieb auf der Stelle stehen.

Dann sprang die Schlange.

Sie war so schnell, dass Marsha nicht mehr ausweichen konnte.

Zusammen mit ihr schnellte auch das Kreuz hoch, und einen winzigen Moment später erwischte es die Frau.

Marsha schrie wie von Sinnen, als sie den bösen und fürchterlichen Biss spürte, der ihren Bauch erwischte. Dann hatte sie den Eindruck, in den unmittelbaren Bereich einer Kreissäge hineingeraten zu sein. Sie riss die Arme hoch, als gäbe es irgendwo in der Nähe eine Stange, an der sie sich festhalten konnte, aber da war nichts, und Marsha taumelte statt dessen nach vorn, kippte dann dem Bett entgegen und fiel mit ihrem gesamten Gewicht darauf, so dass sich die Matratze tief nach unten bog, das Bett aber noch hielt.

Die Schlange und das Kreuz waren nicht mehr zu sehen, aber sie steckten noch im Körper der Frau. Das wusste auch der Junge. Er wollte den Schrecken nicht sehen, er wusste auch nicht, wie die Kreuzschlange es geschafft hatte, auf das Schiff zu gelangen. Für ihn galt es nur, sein eigenes Leben zu retten. Marsha Blanc konnte er leider nicht mehr zurückholen.

Der Junge erlebte einen Horror wienie zuvor. Er verlor trotzdem nicht die Nerven und wuchtete hinter sich die Tür zu, während er mit zitternden Lippen immer wieder den Namen seiner älteren Freundin aussprach und er auch daran dachte, dass es seine Schuld gewesen war, dass sie nun starb, denn er hatte sie auf das Schiff gelockt.

Das alles hatte er natürlich nicht wissen können. Trotzdempeinigte ihn der Gedanke. Er dachte auch daran, wie gut Marsha nicht nur zu ihm gewesen war, und sie hatte nun ein Ende erleben müssen, für das er keine Erklärung hatte. Dieses Grauen wollte nicht in seinen Kopf. Die Tatsachen drohten, die Gedankenwelt des Kindes zu sprengen. Er war mit seinen dreizehn Jahren noch ein Kind, auch wenn er sich auf bestimmten Gebieten schon weiter entwickelt hatte als andere in seinem Alter.

Das alles hatte er nicht wissen können. Er hatte es nur gut gemeint, als die beiden Männer nach Marsha fragten. Vielleicht wäre sie in

ihrem Haus sicherer gewesen, doch die anderen hatten genau gewusst, wie sie an ihr Opfer herankommen konnten. Sie mussten es unter Kontrolle gehalten haben, und sie hatten ja auch das Kreuz mit der Schlange im Boot versteckt.

Mario atmete keuchend. Nicht weil er sich durch körperliche Anstrengungen erschöpft gefühlt hätte, es war einfach das Erlebnis gewesen, das ihn so fertig machte.

Als er mit langen Schritten den Niedergang hochstürmte, stolperte er über die eigenen Beine, raffte sich wieder auf und stürmte den Rest der Strecke wie ein kleiner Rammbock entlang. Mit der Schulter wuchtete er die Tür zum Ruderhaus auf. Er fiel in diesen Raum hinein, in dem jetzt einige Gartenstühle gestapelt standen und auch die Sonnenmarkisen zusammengefaltet lagen.

Luft – Luft! Alles in ihm schrie nach Luft. Er war dieser Hölle unter Deck entkommen, und noch immer trieb der widerliche Geruch durch seine Nase, der ihn an verbranntes Fleisch erinnerte.

Wie jemand, der zu viel getrunken hatte, taumelte der Junge über das Deck. Eine weiche, seidige Vorabendluft hüllte ihn ein. Der Himmel bedeckte sich, die Bäume am anderen Ufer warfen tiefe Schatten, die sie auch über das Wasser des Kanals schickten, als wollten sie darin verschwinden.

Mario konnte nicht mehr. Er sah nicht, wohin er taumelte, er fand sich irgendwann an der Reling wieder, beugte sich über sie, und es war ihm egal, dass er sich übergeben musste.

Er spie das Erbrochene in den Kanal und hörte erst damit auf, als er bittere Galle im Mund schmeckte.

Dann richtete er sich in die Höhe, bog den Rücken durch, holte tief Atem und hatte trotzdem das Gefühl, von der Feuchtigkeit innen gebadet zu werden.

Alles hier war so schrecklich geworden. Das Boot, seine Heimat, hatte sich in ein Kabinett des Schreckens verwandelt, in dessen Mittelpunkt er sich befand.

Der Junge wusste nicht, was er noch tun sollte. Wohin er auch blickte, er war allein. Niemand ließ sich auf den Decks der anderen Schiffe blicken. Am anderen Ufer erschien ein Mann und blies eine Lampe aus. Als die Dunkelheit über ihm zusammenfiel, sah er für Mario aus wie ein tödlicher Schatten, der sehr bald verschwunden war.

Wo sollte er hin?

War dieses Schiff noch sicher? Nein, es lebte ein Wesen darauf, das tötete. Es musste noch unter Deck sein, es lebte, obgleich es tot aussah, und Mario konnte sich vorstellen, dass es nach dem Mord wie ein Dieb an Deck kroch und sich nach seiner zweiten Beute umschaute, die ihm entkommen war.

Dieser Gedanke gefiel dem Jungen überhaupt nicht. Er jagte ihm sogar die heiße Angst durch die Adern, und er spürte, wie das Blut in seinem Kopf stockte.

Er musste sich setzen.

Platz fand er auf dem Rand eines Aufbaus. Darunter lag noch der normale Laderaum. Seine Eltern hatten bisher keine Zeit gehabt, auch ihn umzubauen.

Zitternd blieb er sitzen. Nicht nur die Knie, sein gesamter Körper befand sich in Bewegung, und so geschwitzt wie an diesem Abend hatte er selten.

Zudem fror er auch, und die Zähne klapperten aufeinander. Er verfluchte seine Eltern nicht. Andere hätten es getan, doch er hatte immer wieder auf Marsha gehört, die ihn gelehrt hatte, dass jeder Mensch seine Eltern ehren sollte.

»Warum seid ihr denn nicht hier?«, keuchte er. »Warum könnt ihr denn nicht hier sein? Heute Abend?« Er legte den Kopf zurück und schaute zum Himmel.

Von dort erhielt er keine Antwort. Die hätte er sich schon selber geben müssen, und er wusste sie auch. Seine Eltern waren Musiker.

Der Vater spielte, die Mutter sang. Beide hatten für diesen Abend und für den Rest der Nacht einen Auftritt in einem Nachtclub irgendwo weiter im Norden. Mario kannte weder den Namen der Stadt noch den Namen der Bar. Beide würden erst zurückkehren, wenn es hell geworden war, falls sie es nicht vorzogen, an dem Ort zu übernachten, was schon öfter passiert war.

Er saß da und überlegte. Nein, er wollte überlegen, aber das schaffte er nicht. Etwas war mit ihm geschehen. In seinem Körper toste das Blut, als wäre es erhitzt worden, immer wieder spürte er das Hämmern hinter seiner Stirn, undjeder einzelne Schlag machte seine Pläne, die er stets erstellte, zunichte.

Er war allein.

Er hatte Angst.

Der Tod stand hinter ihm und hielt bereits seine bleiche Knochenhand über seinem Nacken ausgestreckt. Wenn er zugriff, dann war es vorbei, dann konnte er…

Etwas unterbrach seine wilden Gedanken. Es war nur ein Geräusch, mehr nicht, aber es war ein Geräusch, das einfach nicht in diese Umgebung passte, die nicht so still war, denn auch bei Anbruch der Dunkelheit schlief die Natur nicht.

Etwas kratzte…

Plötzlich verlor sich das heiße Gefühl. Kälte kroch über seinen Rücken. In seiner Seele wurde es finster, jedenfalls hatte er diesen Eindruck bekommen.

Der Junge saß auf seinem Platz, ohne sich zu rühren. Er war hier

aufgewachsen, er konnte unterscheiden, welche Laute dazugehörten und welche fremd waren.

Dieses Geräusch war ihm fremd.

Und es war in seiner Nähe aufgeklungen. Links von ihm und gleichzeitig in seinem Rücken.

Also war da etwas an Bord…

Durch die Nase holte der Junge Luft. Er saugte mehrere Gerüche zugleich ein. Da war einmal die Fäulnis des Wassers, zum anderen der schwere Blütenduft der Blumen, zum dritten ein Geruch, der ihm gar nicht gefiel, den er aber kannte.

Blut vielleicht…?

Mario erstarrte auf seinem Platz. Er wollte sich erheben, schaffte auch dies nicht, sondern blieb sitzen, die Hände rechts und links neben sich gestemmt.

Plötzlich sah er den Mann!

Er war wie ein Geist aufgetaucht. Er stand nur wenige Schritte vor ihm am Ufer und schaute den Jungen an, dem der Schrei im Hals stecken blieb.

Der Mann hob die Hand. Er zitterteleicht. Das lag bei ihm nicht an der Angst, es hatte mit dem Alter zu tun, denn Gaucho war bereits über achtzig. Wie immer trug er seinen Filzhut, dessen Krempe er nach unten gedrückt hatte, so dass von seinem Gesicht nur sehr wenig zu sehen war, das meiste lag im Schatten, ebenso der Mund, den er zwar beim Sprechen bewegte, was der Junge aber nicht sah. Ihm kam es vor, als würde ein konturenloses Wesen aus einer Fantasy-Serie mit ihm sprechen. Dabei streckte der alte Gaucho noch seinen Arm vor und spreizte die Finger, deren Spitzen leicht zitterten.

»Du musst weggehen, Junge, du musst weg…«

Mario konnte nicht antworten und nur nicken.

»Geh schnell. Ich spüre es. Das Böse ist nahe. Alle spüren es. Alle haben versagt. Wir haben auf das falsche Pferd gesetzt, denn diesmal hat der Teufel gewonnen.«

»Gaucho, ich…«

»Gehhh… gehhh …«, der Alte sprach mit Zitterstimme. »Ich fühle es. Das Böse ist sehr nah. Wir haben zu viel gesündigt. Jetzt wird uns die Rache und die Strafe der Hölle mit grausamer Wucht treffen. Keiner kann widerstehen, der Teufel ist einfach zu schnell. Er nimmt sich die Menschen vor und vernichtet sie. Er will ihre Seelen, er wird es auch schaffen, das musst du mir glauben …«

»Aber wieso ist…?«

Unwirsch winkte der alte Gaucho ab. »Frag nicht mehr, frag mich nie mehr. Du musst verschwinden – schnell…«

Er selbst machte es Mario vor. So schnell er seine alten Knochen bewegen konnte, wandte er sich zur Flucht. Er eilte davon, als würde

er selbst vom Teufel gejagt.

Mario Johnson aber blieb sitzen. Er wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Gaucho hatte die Warnung bestimmternst gemeint, und Mario selbst wusste ja mehr, denn er war direkt mit dem Grauen konfrontiert worden, und dann erinnerte er sich wieder an das Geräusch.

Es war da gewesen, und es war nicht von dem alten Gaucho verursacht worden.

Da – wieder!

Das Kratzen, das Knirschen, diesmal viel lauter. Im nächsten Augenblick flog etwas nur wenige Schritte von ihm entfernt in die Höhe. Es waren Deckplanken, die jemand von unten angebohrt hatte.

Nur hatte man es nicht mit einem Werkzeug getan, sondern mit einem Gegenstand der dafür eigentlich ungeeignet war.

Aus dem Loch schnellte das Kreuz hervor.

Mario konnte einen Schrei nicht unterdrücken. Er war entsetzt, als er das Kreuz mit der verdammten Schlange sah, denn auch jetzt noch hielt sie ihr Maul offen. Nur war sie mit dem Kreuz eine Verbindung eingegangen, denn die untere Hälfte des Schlangenkörpers verschwand im Metall.

Der Junge duckte sich und rollte sich dann zur Seite. Er kam auf dem Deck zur Ruhe, wo er für einen Moment liegen blieb. Das war gut so, denn das schreckliche Kreuz wischte über ihn hinweg und auch über den Schiffsrand. Es landete an der Böschung, die mit dichtem Gras und Unkraut bewachsen war.

Für einen Moment war es aus dem Sichtbereich des Jungen verschwunden, weil es sich wuchtig in den Boden hineingebohrt hatte.

In dieser Haltung blieb es nicht sehr lange, denn kurze Zeit später schon schnellte es blitzartig wieder hoch.

Mario sah es für einen Moment in der Luft tanzen, dann drehte es sich auf der Stelle und schnellte mit einem eigenartigen Hechtsprung davon. Wieder fiel es auf den Boden, verschwand, aber Mario, der sich aufgerichtet hatte, konnte sehen, dass es sich nicht ausruhen wollte. Es glitt weiter über die flache Erde hinweg, geschützt durch das hochwachsende Gras und durch Unkraut.

Wo wollte es hin?

Was Mario nun tat, konnte er selbst nicht begreifen. Der dreizehnjährige Junge nahm die Verfolgung des verfluchten Kreuzes auf…

***

Ich hatte den Weg genommen, der mich zum leeren Gestänge der Achterbahn hinführte. Dieses verlassene Prunkstück des ehemaligen Rummelplatzes war am besten zu sehen. Ein skelettierter Gigant

reckte sich in den Himmel, ein Gerüst, das sich in der Höhe verjüngte. Die Natur hatte schon zum Teil von dem Gerüst Besitz ergriffen.

Von meinen beiden Partnern sah ich nichts. Auch nicht von Pater Domingo. Die Finsternis auf dem Rummelplatz hatte sie regelrecht verschluckt. Wohin sie letztendlich gegangen waren, wusste ich nicht. Wenn sie etwas entdeckten, würden sie sich schon melden, denn das hatte ich ebenfalls vor.

Ich fand meinen Standplatz nicht besonders günstig, da ich mich mehr am Rand der Achterbahn aufhielt. Vielleicht war es besser, wenn ich in die Mitte ging, dort fand ich noch das alte und längst verlassene Kassenhäuschen vor. Außerdem beschäftigte ich mich bereits mit dem Plan, eventuell in die Verstrebungen zu klettern, weil ich von dort oben einen besseren Überblick hatte.

Es war natürlich riskant. Das konnte ich auch nur riskieren, solange ich allein war.

Es rührte sich nichts in meiner Umgebung. Zumindest keine verdächtigen Geräusche. Hin und wieder ein Knacken oder Rascheln, daran hatte ich mich rasch gewöhnt und achtete auch nicht weiter darauf.

Meinen Weg wollte ich so bequem wie möglich zurücklegen. Ich wollte mich nicht unbedingt durch irgendwelche Gestrüppgürtel wühlen und Schlangen aus ihrem Schlaf reißen, die es hier leider ebenfalls gab. Es klappte auch gut, doch nahe dem Kassenhäuschen waren Unkraut und Unterholz dermaßen hoch, dass beide zusammen einen regelrechten Filz gebildet hatten, den ich zunächst mal durchwühlen musste.

Das Dach des Kassenhäuschens ragte noch über. Ich dachte auch daran, dass es sich gut als Versteck eignete, dann wurden meine Gedanken in eine andere Richtung gelenkt, denn ich stand direkt davor.

Sogar die Tür war noch vorhanden. Die Scheibe in der oberen Hälfte war eingeschlagen. Die Tür stand offen, ich kroch in das Häuschen hinein, und dabei wischte etwas an meinem linken Fuß vorbei.

Ich blieb stehen. Umschauen konnte ich mich nur, wenn ich die Lampe einschaltete. Da mich das Gestrüpp ziemlich gut deckte, ging ich das Risiko ein.

Menschliche Spuren sah ich nicht. Auf dem Boden wuchs eine weiche und leicht feuchte Schicht. Sogar einige winzige Blüten schimmerten im Schein der Lampe. Ich schaltete die Lampe wieder aus und verließ das Häuschen auf der anderen Seite, denn es wies zwei Türen auf. Mit dem folgenden Schritt stand ich unter dem hohen Gestänge der Achterbahn. Pflanzen und Unterholz rankten an diesem Gestänge hoch und hielten es an manchen Stellen umschlossen wie ein Mann seine Geliebte.

Der Rummelplatz schwieg. Er lag in den schwarzblauen Schatten der hereinbrechenden Nacht, und auch aus der Nähe der anderen zurückgebliebenen Karussells hörte ich keinen Laut.

Eine bedrückende und normale Stille, aber war sie tatsächlich so normal?

Ich wollte mich nicht damit abfinden, denn ich glaubte fest daran, dass unsere Gegner schon hier waren. Die Satanisten um Crowley, die Menschen, die das Böse wollten, die das Herz meines Ahnherrn gefunden hatten, um damit die teuflischen Experimente durchzuführen.

Ich ging noch einige Schritte weiter. Über mir ragte jetzt der Wirrwarr der Schienen hoch. Mal schräg, mal gerade, mal ansteigend, dann wieder abfallend, und alle waren durch Streben und starke Metallträger miteinander verbunden.

Die Wagen allerdings sah ich nicht. Es konnte sein, dass sie auf einem der Nebengleise abgestellt waren, aber da war ich mir nicht sicher. Direkt unter mir war es ziemlich dunkel. Da hatte die Natur den Schienenstrang regelrecht überwuchert und so gut wie keine Lücke gelassen.

Da genau bewegte sich etwas.

Trotz der Dunkelheit hatte ich es gesehen. Der Wind konnte daran nicht die Schuld tragen, er war so gut wie eingeschlafen, und in mir schrillte die Alarmsirene.

Die dichte Decke zwischen den Schienenseiten bewegte sich heftiger. Plötzlich brach sie ein. Ein Schatten mit einem menschlichen Umriss fiel nach unten.

Mir drang zudem ein knurrender Laut an die Ohren, als hätte ein Raubtier darauf gewartet, endlich zuschlagen zu können. Gefährlich wie ein Raubtier würde dieser Mann auch sein, der mich erwischte, obwohl ich noch zur Seite sprang. Beim Sprung musste er einen Arm ausgestreckt haben, eine Hand packte meine rechte Schulter, ich glitt auf dem unebenen Boden aus und fiel hin.

Der andere war über mir.

Ich wunderte mich zunächst über seinen seltsam geformten Kopf, bis ich entdeckte, dass der Kerl sein Haar zu einem Zopf geflochten hatte. Er war katzenhaft gewandt, doch meinem Tritt konnte er nicht entwischen. Ich hatte mein Bein hochgerissen und erwischte ihn zwischen den Beinen.

Der Angreifer taumelte zurück. Er presste beide Hände gegen die getroffene Stelle und hatte zunächst einmal mit sich selbst genug zu tun, was mir natürlich entgegenkam.

Ich stemmte mich hoch und ging ihm nach.

Dass es kein leichter Kampf werden würde, stand für mich fest.

Wer immer hinter diesem Kerl stand, derjenige hatte einen seiner

besten Leute geschickt, und plötzlich explodierte er aus dem Stand.
Er wirbelte beide Arme in die Höhe, bevor er sie auseinander schnellen ließ. Dann wollte er mir die Handkanten von zwei verschiedenen Seiten gegen den Hals oder den Schädel rammen, ich aber schleuderte meinen Körper herum, so dass er nicht traf und gegen das Kassenhaus drosch.
Da ging einiges zu Bruch, was mir wiederum bewies, welche Kräfte in ihm steckten.
Keiner von uns hatte geschrien oder laut nach Hilfe gerufen. Nur unser Keuchen war zu hören, und wir wollten auch nicht freiwillig aufgeben. Einen Sieger musste es geben. Ich setzte auch nicht meine Beretta ein. Irgendwo dachte ich daran, dass es keinen Sinn hatte.
Dieser Kerl konnte sich in der Dunkelheit pfeilschnell bewegen, und abermals wirbelte er herum, wobei er sich abstieß und auf mich zusprang.
Dann hatte er mich. Es war mir nicht gelungen, ihn so schnell abzuwehren. Er kam über mich, krallte sich fest und riss mich um. Wir landeten beide am Boden, ich konnte einen Schrei nicht unterdrücken, als ich mit der Schulter gegen etwas Hartes prallte, dann traf mich ein wuchtiger Schlag am Hals, und ich rollte mich um die eigene Achse. Der Treffer hatte mich nicht richtig erwischt und außer Gefecht gesetzt. Ich überrollte mich, kam von ihm weg, spürte aber, wie er nach meinen Beinen griff und die Füße festhalten wollte.
Ich trat mit dem linken aus.
Der Fluch zeigte mir, dass ich getroffen hatte. Irgendwo am Kopf wahrscheinlich, dann trampelte ich nach, war plötzlich wieder frei und schnellte hoch.
Ich geriet dabei ins Stolpern, denn in der Dunkelheit hatte ich nicht erkannt, wohin ich gelaufen war. Meine Füße schrammten über harte Schienen, hinter mir hörte ich das Keuchen, dann trommelte ein Fußtritt auf Bohlenholz, und als ich mich umdrehte, wischte ein langer Schatten auf mich zu.
Er kam von der Höhe und fiel im Halbkreis auf mich nieder. Ich duckte mich und sah etwas in der rechten Hand des Mannes blitzen.
Es musste die Klinge eines Messers sein, das er mir in den Leib rammen wollte.
Ich drehte mich weg.
Das Messer war plötzlich nah. Es wischte wie ein silberner Pfeil an meiner Schulter vorbei, und als er mich diesmal packen wollte, war ich schneller.
Mit beiden Händen hatte ich seinen Arm greifen können. Ich hebelte ihn herum, hörte seinen leisen Schrei, dann lag er am Boden.
Seine rechte Hand zuckte wieder hoch, als er nach mir stach. Ich sprang hoch, dann wieder nach unten und hatte Glück, als ich mit den

Hacken auf seinem Gelenk landete.
Er röchelte.
Seine Finger zuckten, das Messer ebenfalls, aber die Hand hatte keine Kraft mehr. Er ließ die Waffe fallen. Ich trat sie weg und hatte endlich Zeit, die Waffe zu ziehen.
Beide standen wir unter Stress und keuchten. Ich ließ ihn in die Mündung der Waffe schauen. »Okay, siehst du das?«, fragte ich.
»Siehst du die Pistole?«
Sein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck. Böse starrte er mich an. Die Augen waren dunkel und glänzten. Schweiß lag dick auf seinem Gesicht. Er spie mich an.
Unwillkürlich zuckte ich zurück.
Darauf hatte der andere nur gewartet. Da ich mich nicht mehr so stark auf ihn hatte konzentrieren können, schnellte er mit einem Satz in die Höhe und drehte sich von mir weg.
Plötzlich zeigte er mir den Rücken und rannte los. Ich wusste nicht, ob es eine Flucht war oder er sich erneut stellen wollte, aber ein Flüchtiger hätte sich wohl kaum über die Schienen bewegt, denn er wollte nicht nur weg von mir, sondern auch an Höhe gewinnen und wahrscheinlich vom Dach der Achterbahn verschwinden.
Ich nahm die Verfolgung auf.
Der Vorsprung war relativ groß geworden. Innerhalb von Sekunden hatte er ihn ausbauen können. Ich musste ihn kriegen und natürlich schneller sein. In den Rücken wollte ich ihn nicht schießen, gleichzeitig aber konnte ich nicht alles auf eine Karte setzen, denn es war verdammt gefährlich, sich auf dem glatten Mittelteil der Schienen zu bewegen, über das einmal eine Kette gelaufen war.
Es war sinnlos, ihm einfach nachzurufen, dass er stehen bleiben sollte. Ich musste auch anders mit ihm fertig werden, aber er kannte sich hier aus. Der Mann mit dem Pferdeschwanz warschneller als ich, er lief, als wäre er hier geboren.
Doch auch er machte einen Fehler.
Er war eben zu schnell, und die über die Schienen wuchernden Pflanzen wurden ihm, dem schnellen Läufer, zum Verhängnis.
Zudem drehte er sich noch um. Dann stolperte er.
Ich sah das Verhängnis kommen, wollte ihn warnen, ihm etwas zurufen, doch er schrie. Sein Fluch klang mir entgegen, als er bereits das Gleichgewicht verloren hatte und nach unten fiel. Er ruderte mit beiden Armen, und noch hatte er nicht die Höhe erreicht, wo ein Fall lebensgefährlich war. Nur wenn er unglücklich auftraf, hatte er verloren.
Ich hörte den Aufprall. Es klang etwas gedämpft. Für mich gab es kein Halten mehr. Mit langen Schritten lief ich auf ihn zu, und ich sah, wie er sich schwerfällig auf dem dunklen Untergrund bewegte.

Zischende Flüche drangen aus seinem Mund, er wollte noch immer verschwinden, stemmte sich hoch, knickte aber wieder ein, weil etwas mit seinem rechten Bein sein musste.

Ich war schnell hinter ihm, und er spürte plötzlich den kalten Druck der Waffe in seinem Nacken.

»Das ist eine Pistole«, flüsterte ich scharf. »Ich hoffe, du weißt, was es bedeutet.«

Er wusste es bestimmt, hielt sich jedoch mit einer Antwort zurück und starrte mich nur an. Den Mund hatte er so verzogen, dass die Winkel nach unten zeigten, die Augen bildeten kleine, dunkle Teiche in einem blassen Gesicht.

Hatte der Mann aufgegeben? Ich wusste es nicht. Wie ich ihn einschätzte, konnte ich daran nicht glauben. Er war jemand, der nicht aufgab, der immer wieder versuchte, seine Möglichkeiten zu nutzen, und auch jetzt, als er mich anschaute, ›versprach‹ mir sein Blick den Tod.

»Kannst du dich bewegen?«

Er schwieg.

»Dreh dich um!«

Er atmete nur.

»Auf den Bauch mit dir!«

Das hatte er verstanden, und er gehorchte auch. Möglicherweise lag es an meiner Waffe, die jetzt auf sein Gesicht zielte. Der Mann zog das rechte Bein etwas an, bevor er seinen Körper in Bewegung brachte und sich schwerfällig auf die Seite drehte. In dieser Haltung blieb er nicht, er wühlte sich weiter und lag schließlich auf dem Bauch. So hatte ich ihn haben wollen.

Von meinen beiden Freunden hörte ich nichts. Sie schienen untergetaucht zu sein, und auch der Mann mit dem Pferdeschwanz sagte kein Wort. Freiwillig sogar streckte er die Arme aus.

Die Lage war günstig. Ich bückte mich und streckte den rechten Arm aus. Die Beretta hatte ich in die linke Hand gewechselt. Dann tastete ich ihn ab. Ich wollte einfach nicht daran glauben, dass er nur mit einem Messer bewaffnet war und hatte mich nicht getäuscht. Er trug zwar keine Schusswaffe bei sich, aber der Totschläger hatte es ebenfalls in sich. Es war ein mit Eisenkörpern gefüllter Lederbeutel, der schwer in meiner Hand lag. Ich schleuderte ihn weg. Die Beine nahm ich mir auch noch vor. Es gab schließlich die unmöglichsten Verstecke, und ich fand auch noch einen kleinen Browning, den er sich um die Wade gebunden hatte. Diese Waffe steckte ich ein.

»Du kannst wieder aufstehen!«

Er zuckte mit dem verletzten Bein.

»Dabei musst du mir auf die Beine helfen.«

Er konnte schauspielern, ich wusste es nicht. Dennoch vertraute ich

ihm und half mit, dass er auf die Füße kam. Der Mann stand ziemlich krumm, er hielt sich nur mühsam, und ich fragte ihn, ob er gehen konnte.

»Wohin denn?«

»Zu deinen Freunden, Meister. Ich kann mir gut vorstellen, dass du dich nicht allein hier auf dem Gelände herumtreibst. Ich hatte schon immer Spaß daran, mich mit den Dienern eines gewissen Aleister Crowley zu beschäftigen, wenn du verstehst.«

»Wer ist das denn?«, fragte er grinsend.

Ich schüttelte den Kopf. »Rede kein Blech! Wo stecken deine Freunde? Was habt ihr vor? Was ist mit dem Herzen geschehen?«

Als ich das Herz erwähnte, da schrak er zusammen. Wahrscheinlich wunderte er sich darüber, dass ich Bescheid wusste.

Der Mann überlegte. Es arbeitete hinter seiner Stirn. Ich sah es zwar nicht, konnte es mir aber vorstellen, und schließlich deutete er durch sein Nicken an, dass er einverstanden war. »Also gut, Mister, gehen wir. Du hast es nicht anders gewollt.«

»Wohin?« fragte ich.

»Zur Schlange, zum Bösen. Wir werden das Böse besuchen, und du wirst erleben, wie toll es sich auswirkt. Das Böse steckt in uns allen, wir aber haben es intensivieren können. Es wird hervorkommen, es wird sein Versteck verlassen, und die Schlange wird sich mit dem Herzen verbinden. Eine Allianz wird entstehen…«

Ich hätte gern noch etwas mehr erfahren, aber der Mann mit dem Pferdeschwanz schwieg.

»Die Schlange hält sich hier auf dem Gelände versteckt?«

»Es ist ideal.«

»Wo denn?«

»Die alte Geisterbahn«, flüsterte er und fügte ein Kichern hinzu.

»Ein idealer Platz.«

Da hatte er Recht. Besser hätte es nicht laufen können. Die Geisterbahn war also auch nicht abgebaut worden. Sie stand irgendwo im Gelände herum und verrottete.

»Ist es weit?«

Er hob die Schultern.

»Dann geh vor!«

Die untere Gesichtshälfte verzerrte sich zu einem Grinsen. »Nichts, was ich lieber täte, Mister.« Dann sagte er noch etwas und streckte dabei seinen Arm vor. »Du bist tot, mein Lieber. Du bist so gut wie tot. Du weißt es nur noch nicht…«

***

Auch Suko war auf dem Gelände unterwegs. Er hatte sich genau in die entgegengesetzte Richtung gewandt, in die sein Freund John

Sinclair gegangen war.

Dass es auf einem stillgelegten Rummelplatz sehr ruhig war, lag auf der Hand. Dass ihm diese Stille jedoch gespenstisch vorkam, kam daher, dass Suko einfach davon ausging, nicht mit seinen Freunden allein hier zu sein. Bob Crane hatte von mehreren Gegnern gesprochen, und er ging davon aus, dass sich diese Bande hier irgendwo zusammengefunden hatte, um dem Bösen zu huldigen.

Er wollte auf keinen Fall gesehen werden und bewegte sich deshalb so vorsichtig wie möglich. Deckung gab es überall. Nicht nur die hohen Gewächse schützten ihn vor neugierigen Blicken, es gab auch genügend Aufbauten alter Karussells und Buden, die ihm Schatten boten, durch den er schleichen konnte.

Er schaute sich trotzdem immer wieder um, bewegte so wenig Zweige wie möglich, huschte an einem Kinder-Karussell vorbei, dessen Figuren längst verrottet und feucht geworden waren, duckte sich noch tiefer und verschwand zwischen den seitlichen Mauern zweier Bretterbuden. Als er den Platz verließ und sich umschaute, entdeckte er die feinen, silbrigen Lichtstreifen, die sich auf den Metallstangen eines Vierecks widerspiegelten. Diese Stangen hatten mal ein Dach gehalten. Jetzt war es verschwunden. Entweder war es zerstört worden oder eingesackt, jedenfalls konnte das Mondlicht auf die freie Fläche fallen, und Suko erkannte, dass auf dieser Plattform einmal die Autoskooter gefahren waren.

Jetzt war sie leer. Unkraut und Dreck verteilten sich auf dem Viereck. Er sah auch dort keine Bewegung. Das gesamte Gelände schien tot zu sein.

Tief atmete er durch, als er sich noch tiefer duckte und seinen Weg fortsetzte.

Ein Blick nach links zeigte ihm das hohe Gerüst der Achterbahn.

In der obersten Höhe, also weit über den Baumkronen, zeichnete es sich ab wie eingefrorene und erstarrte Schlangen. Das war Johns Platz, die anderen beiden hatten sich dorthin gewandt, wo die schnellen Fahrzeugbetriebe standen, die Mondbahnen, die Sternenfahrzeuge, die sich um die eigene Achse drehenden Kreisel und all das, was einem mutigen Menschen so viel Spaß bereitete.

Wo steckten die Gegner?

So sehr Suko sich auch bemühte, er sah nichts, aber auch gar nichts von ihnen. Sie hielten sich zurück, und fast hatte es den Anschein, als wären sie nicht da.

Insektenwolken schwirrten an allen möglichen und unmöglichen Stellen des Geländes. Sie waren dicht, sie tanzten, sie summten, sie zirkulierten, sie waren überall, und sie wurden besonders vom Schweißgeruch der Menschen angezogen. Suko hatte es aufgegeben, nach den winzigen Raubtieren zu schlagen, musste aber zugeben, dass

sie ihn schon ablenkten und etwas von seiner Konzentration nahmen. Schließlich lebte er nicht in dieser Gegend und war das subtropische Klima auch nicht gewohnt.

Sie lenkten ihn zu sehr ab.

Der Gegner hatte alle Chancen, und er nutzte sie.

Suko bekam es nicht mit. Als sich plötzlich etwas Scharfes um seinen Nacken spannte, war es zu spät. Ein irrer Ruck erwischte ihn. Er wurde nach hinten gezerrt, verlor den Kontakt mit dem Boden und kippte. Seine Hände hatte er oben, weil er die Finger zwischen das hauchdünne Seil und die Haut an seinem Hals schieben wollte. Es gab keine Lücke, zudem kriegte er kaum noch Luft. Er röchelte und dachte daran, seine Waffe zu ziehen. Entweder die Beretta oder den Stab. Damit hätte er einen Gegner schon aufhalten können.

Nur war der Feind zu schnell.

Er stand plötzlich vor ihm. Suko sah ihn, während er umkippte.

Im nächsten Augenblick bohrte sich die Faust mit elementarer Wucht in seinen Magen. Er glaubte zu fliegen, wusste nicht, wo er sich befand, und dann erwischte ihn der nächste Treffer.

Der explodierte an seinem Kopf.

Die Welt ging unter in einem hellen, sprühenden Nebel. Irgendwo riss das Band, und Suko merkte nicht einmal, dass er zu Boden fiel und starr liegen blieb.

Der Mann mit der Glatze aber war zufrieden. Er beugte sich über den Bewusstlosen, nickte, löste die Schlinge, hob den Körper an und schleppte ihn weg.

Sekunden später schon war er verschwunden. Allerdings nicht in der Deckung des wild wachsenden Unkrauts, sondern in der Tiefe des Bodens. Dazu hatte er nur eine verdeckte Luke zu öffnen brauchen…

***

Noch zwei Personen befanden sich auf dem leeren Rummelplatz.

Bob Crane, der G-Man mit Sonderaufgaben, und sein Begleiter, Pater Domingo. Es passte Crane nicht, dass sich der Pater an seiner Seite hielt, letztlich hatte er mit seiner Verletzung zu tun. Wenn es hart auf hart kam, konnte er die Hand nicht einsetzen.

Sie bewegten sich an der rechten Seite des Rummelplatzes entlang, ziemlich an der Grenze. Die aber war im Laufe der Jahre fließend geworden, denn auch hier hatte sich die Natur all das zurückgeholt, was man ihr genommen hatte.

»Es kommt mir vor, als wären sie nicht da«, flüsterte Domingo, »aber ich bin davon überzeugt, dass wir uns irren. Sie lauern irgendwo, das kannst du mir glauben.«

Der G-Man hob die Schultern. »Beinahe wünsche ich mir, dass du dich irrst, mein Freund.«

»Angst?«
»Schon ein mulmiges Gefühl.«
»Es liegt an mir, wie?«
»Auch.«
Der Geistliche schwieg und blieb dicht an der Seite des Polizisten, als sie weitergingen. Die Umgebung blieb zwar äußerlich gleich, sie veränderte sich trotzdem, denn links von ihnen sahen sie die dunklen und schiefen Umrisse verlassener Buden.
Auch dort rührte sich nichts. Drei schwarze Bauten standen dicht beisammen, und Crane ging keinen Schritt weiter. Er wollte sie sich anschauen.
»Hast du was?«
Der G-Man hob die Schultern. »Ich kann es dir nicht sagen, aber hier könnte ich mir vorstellen, dass etwas geschieht. Die Dinger stehen dicht zusammen. Ich hätte gern gewusst, welche Attraktionen sie einmal beinhalteten.«
»Da kann ich dir auch nicht helfen.«
»Eine ist größer«, flüsterte Crane. »Und zwar die in der Mitte. Was könnte es gewesen sein?«
»Ist das so wichtig?«
»Möglicherweise.«
»Eine Geisterbahn vielleicht. Soviel ich mich erinnern kann, sind Geisterbahnen immer sehr groß gewesen, aber nimm das nicht als Gebot, ich bin kein Kenner der Materie.«
»Sicher. Wir werden uns die Buden genauer ansehen. Das heißt, ich gehe vor, und du bleibst etwas zurück, bis ich dir…«
»Sei ruhig!«
Der Pater hatte zischend gesprochen, und dem Klang der Stimme entnahm Bob, dass er etwas gehört hatte, das ihm nicht aufgefallen war. »Was hast du?«
»Da kommt jemand.«
Der Geistliche hatte die drei Worte kaum ausgesprochen, als Crane ihm die Hand auf die Schulter legte und in die Knie drückte. So standen sie einigermaßen in Deckung. Ein heimlicher Beobachter würde es schwer haben, sie jetzt noch zu sehen.
In der Umgebung blieb es nicht mehr still. Auch der G-Man hörte die Geräusche jetzt, die nicht auf einem Irrtum beruhten.
Etwas war anders geworden. Jemand kam…
Der G-Man war mit ihrer Deckung noch nicht zufrieden. Deshalb drückte er seinen Begleiter noch tiefer nach unten, so dass sie nur mit Mühe erkannt werden konnten.
Sie mussten abwarten, was auch gut war, denn sie konnten sich so auf das Geräusch der Schritte konzentrieren, dieschräg hinter ihnen aufgeklungen waren.

Wer immer sich dort bewegte, er machte keinesfalls den Eindruck eines Menschen, der besonders vorsichtig war. Er ging seinen Weg, stoppte zwischendurch auch nicht, sondern kam direkt auf sie zu.

Wenn sie Pech hatten, würde der andere gegen sie laufen.

Crane hockte sprungbereit. Er hatte seinen 38er gezogen. Die Waffe lag schwer in seiner Hand, und mit der Mündung zielte er dorthin, wo sich der Fremde bewegte.

Abwarten… ihn näher herankommen lassen …

Noch passierte nichts.

Aber es bewegten sich Zweige. Sie mussten höher gewachsen sein, als die Gestalt groß war, denn von ihr war nicht einmal der Kopf zu sehen. Da näherte sich ein ziemlich kleiner Mensch.

Crane ließ ihn kommen. Der Pater störte ihn nicht. Er hörte den Mann nicht einmal atmen.

Plötzlich befand sich der andere auf gleicher Höhe.

Crane schnellte hoch.

Der Unbekannte bemerkte ihn erst jetzt. Aus seinem Mund löste sich ein überraschter Schrei. Er klang wie der einer Frau, doch es war keine Frau, die Crane beinahe niedergeschlagen hätte, sondern ein Junge. Er hatte sich geduckt, starrte in die Höhe und hatte beide Arme angewinkelt und sie so schützend vor sein Gesicht gelegt.

Der G-Man schlug nicht zu. Seine rechte Hand sank wieder langsam nach unten. Dieses zitternde Etwas vor ihm hatte Angst genug, und er fragte sich, was dieses dunkelhäutige Kind hier zu suchen hatte.

Pater Domingo kam zu ihnen. Als er den Jungen sah, zeigte sich Erstaunen und Schreck in seinem Blick. »Himmel, Mario, was machst du denn hier? Warum bist du hier?«

Crane schaute nach rechts. »Sie kennen den Jungen?«

»Und ob. Ich kenne ihn sogar gut. Es ist… es ist«, der Pater holte Luft. »Das ist Mario Johnson. Er und seine Eltern leben auf einem Hausboot. Sie gehören zu meiner Gemeinde.« Er schüttelte den Kopf. »Ich kann mir nicht erklären, was er um diese Zeit hier auf dem Rummelplatz zu suchen hat.«

»Das werden wir sicher von ihm selbst erfahren«, sagte Crane, der sich duckte, um mit dem Jungen auf gleicher Höhe zu sein. »Okay, du bist in Sicherheit. Was hast du hier verloren?«

Mario suchte den Blick des Geistlichen. Erst als der Pater nickte, begann er zu sprechen. »Ich habe das Böse gesehen!«, stieß er hastig hervor. »Ich habe es verfolgt…«

»Das Böse – wieso?«

»Sie, Pater, haben immer davon gepredigt, dass im Paradies die Schlange den Apfel gereicht hat. Und diese Schlange sah ich. Sie… sie kam aus einem Kreuz, und sie …«

Domingo war bleich geworden. Auch der G-Man spürte den Schauer

der Kälte über seinen Rücken rinnen. Was der Junge da gesagt hatte, passte haargenau in ihre Rechnung hinein, denn es war der Pater gewesen, den die Schlange zuerst angegriffen hatte.

»Wo war sie, Mario?«

»Auf unserem Schiff.«

»Und dann?«

»Tötete sie Marsha.« Nach diesen Worten fing er an zu weinen.

Ein wahrer Tränenstrom brach aus ihm hervor. Der Pater drückte ihn an sich und versuchteihn zu trösten. Er sprach flüsternd und beruhigend auf ihn ein, immer wieder redete er, während der G-Man daneben stand und die Welt nicht mehr begriff. Glücklicherweise schaffte Domingo es, den Jungen so weit zu beruhigen, dass er relativ normal erzählen konnte.

Was die beiden Männer nun zu hören bekamen, ließ ihnen die Haare zu Berge stehen und Schauer der Furcht über die Körper rinnen. Erst jetzt fiel dem Pater ein, welch großes Glück er doch gehabt hatte, dass die Schlange nur in seine Hand gebissen hatte. Es hätte ihm auch ergehen können wie Marsha Blanc.

Selbst Crane hatte Mühe, seine Gefühle auszuschalten, aber er musste realistisch sein und stellte weitere Fragen. »Jetzt mal in aller Ruhe, wenn es geht, Junge, du hast also eine Schlange gesehen…«

»Mit einem Kreuz.«

»Okay. Und sie hat sich weiterbewegt.«

»Ja.« Er nickte.

»Du hast sie verfolgt?«

Wieder das Nicken.

»Wie weit?«

»Bis hierher. Bis auf den Rummelplatz.« Er zog die Nase hoch und drehte sich um. »Sie müsste eigentlich noch hier sein. Ich weiß auch nicht, warum ich ihr nachgelaufen bin, aber ich habe sie gehasst. Sie hat Marsha getötet.«

»Hast du sie gemocht?«

»Sehr.«

Der G-Man richtete sich wieder auf. Mit einem Wink gab er dem Pater zu verstehen, dass er sich um den Jungen kümmern sollte.

Dann strich er sein Haar zurück. Es war eine seiner typischen Bewegungen, die er immer dann ausführte, wenn er sich zu etwas entschlossen hatte oder er eine gewisse Gefahr spürte. »Wann hast du sie denn zum letzten Mal gesehen?«, fragte er den Jungen.

Marios Hand zeichnete sprunghaft schlängelnde Bewegungen nach. »So hatsie sich bewegt. Wie ein Frosch. Sie ist schon auf dem Rummelplatz.« Er deutete nach rechts. »Hier irgendwo muss sie entlanggewischt sein. Habt ihr sie nicht…«

»Nein, leider nicht.«

Mario drängte sich an den Pater. »Sie ist noch hier. Man kann sie hören, wenn es still ist.«

Beide Männer verstanden die Anspielung und hielten den Mund.

Es breitete sich eine andere Stille aus als die übliche. Sie war irgendwie beklemmend und schien ihre Körper zusammenzudrücken. Die Geräusche waren die gleichen geblieben, aber die Männer hielten jetzt ihren Atem unter Kontrolle und lauschten.

Es raschelte überall.

Die Tiere der Nacht waren längst erwacht, und wenn sie sich bewegten, hörte es sich an, als würden unheimliche Geister durch das Dickicht schleichen.

»Hast du eine Lampe?«, fragte Domingo.

Der G-Man nickte. »Daran habe ich auch schon gedacht. Es wäre gut, mal nachzuschauen.«

»Könnte es uns verraten?«

»Mal sehen.«

Der G-Man wollte das Risiko eingehen. Er hatte eine flache Leuchte eingesteckt, kaum größer als die Handfläche einer Frau. Die Lampe war rechteckig, und die Birne glotzte an ihrer Frontseite hervor wie ein übergroßes Auge.

Der G-Man schob die anderen beiden mehr in den Hintergrund. Er wollte nicht, dass sie bei einem plötzlichen Angriff erwischt wurden.

Dann erst schaltete er die Lampe ein.

Der Strahl kam ihm vor wie das kalte Licht des Mondes. Er huschte lautlos über den Boden. Er malte grünes Gras und dunkle Sträucher mit seinem hellen Licht an und schuf eine eigene, kleine, begrenzte Zauberwelt, die sich ständig veränderte, wenn der Lampenhalter seine Hand bewegte.

Es war einiges zu sehen, denn das helle Licht wirkte wie ein Störfaktor. Als wäre eine Alarmsirene eingeschaltet worden, so schnell huschten die Tiere davon.

Kleine, mittlere, große, sie alle fanden blitzschnell ihren Weg zurück ins Dunkel. Das helle Licht störte sie doch zu stark.

Nur was der G-Man suchte, befand sich nicht darunter. Falls sich das Schlangenkreuz überhaupt in der Nähe aufhielt, hatte es sich vorzüglich getarnt, und Crane war schon enttäuscht und so weit, dass er die Lampe ausschalten wollte, als ihn ein plötzlicher Reflex aufmerksam werden ließ.

Schräg vor ihm schimmerte es silbrig, und plötzlich huschte ein Gegenstand zuerst in das Schlangenkreuz hinein und einen Augenblick später wieder heraus.

Das war es!

Crane lief vor und hörte nicht auf die Warnungen des Paters. Er wollte das Kreuz zumindest sehen, wenn er es auch nicht festhalten

konnte. Der Mann war schneller als der verfremdete Gegenstand. Er holte ihn mit zwei Schritten ein, und genau in diesem Moment sprang es wieder hoch. Gleichzeitig drehte es sich noch im Flug, so dass der G-Man direkt dagegen schauen konnte.

Er sah die Schlange von vorn!

Für einen Moment erstarrte auch er vor Entsetzen. War das eine Schlange, oder war es nur die Mutation dieses Lebewesens? Das Tier hatte sein Maul weit geöffnet, und Crane stellte fest, dass eine Schlange so nicht aussah. Dieses Lebewesen wies mehr Ähnlichkeit mit dem Kopf eines Krokodils auf, es handelte sich also tatsächlich um eine gefährliche Mutation.

Was tun?

Crane war immer stolz auf seine Reaktionsschnelligkeit gewesen.

In diesem Fall versagte sie. Es war etwas anderes, bestimmte Dinge nur aus Erzählungen zu kennen oder sie in der Praxis zu erleben.

Die Praxis jedenfalls hatte ihn starr werden lassen.

Nicht aber die Schlange.

Ihr Vermächtnis war das Böse, dazu gehörte das Töten, wenn sie sich bedroht sah.

Das war hier eingetreten.

Sie wuchtete nach vorn. Dabei zuckte der vordere Teil ihres Oberkörpers, aus dem Maul drang ein Zischen hervor, und plötzlich war die Schlange da.

Wie ein Speer wollte sie sich in den Bauch des Mannes bohren, und der G-Man hatte Glück im Unglück. Es war die Lampe, die ihn rettete, denn gegen die sprang das Biest.

Crane hörte ein schepperndes Geräusch, er spürte einen harten Schlag, dann wischte das Tier an der Seite entlang und schaffte es trotzdem, sich an seiner Hüfte festzubeißen. Die Kleidung hatte den Zähnen keinen Widerstand entgegensetzen können. Er glaubte auch, etwas knirschen zu hören, eventuell waren es seine Knochen, er spürte einen bissigen Schmerz und hatte Mühe, nicht loszuschreien.

Er drehte sich trotzdem.

Die Schlange landete am Boden – und huschte weg. Sie war plötzlich sehr schnell geworden, kümmerte sich nicht mehr um das Opfer. Für sie waren andere Dinge wahrscheinlich wichtiger.

Bob Crane stand noch.

Er hätte schreien können, biss aber die Zähne zusammen und merkte, wie ihn das Zittern überkam. Dann blickte er nach links, bewegte auch seine Hand dorthin und presste die Fläche gegen die linke Hüfte, an der sich die Wunde befand.

Dort hatte ihn das Gebiss des kleinen Monstrums erwischt und eine stark blutende und auch tiefe Wunde hinterlassen. Die Zähne hatten sogar den Knochen erwischt.

Pater Domingo war es nun, der Crane stützen musste. Bob wehrte sich nicht, als der Geistliche ihn niederdrückte, so dass er auf dem Boden zu sitzen kam.
»Verdammt, ich habe…«
»Fluchen ist falsch. Lass mich die Wunde mal anschauen.« Domingo nahm dem Mann die Lampe weg und leuchtete die linke Hüfte an. Der Junge stand mit fahlbleichem Gesicht daneben. Er hatte schon viel erlebt, so etwas allerdings noch nicht.
»Wie sieht es aus, Pater?«
»So wie du sprichst, nicht gut.«
»Scheiße auch!«
»Danke dem Herrgott, dass sie dich nicht voll erwischt hat. Das hier lässt sich reparieren. Ich muss versuchen, die Blutung etwas zu stoppen. Dann gehen wir zurück.«
»Was sollen wir?«
»Zurück, mein Lieber.«
Der G-Man schwieg, auch wenn es ihm nicht passte. Er wusste ja, dass der Pater Recht hatte, nur widerstrebte es ihm innerlich, die anderen beiden Gefährten allein zu lassen. Er hatte noch nie gekniffen, und auch jetzt kam es ihm vor, als würde er kneifen.
»Hilf mir mal«, sagte Domingo. Er hatte damit den Jungengemeint.
Mario kam sofort. Er war keiner, der umfiel, wenn er Blut sah, und er half gern mit, die Verletzung wenigstens abzudichten, damit sich der Blutverlust in Grenzen hielt. Sie stopften Taschentücher gegen die Wunde, mehr konnten sie nicht tun.
Crane saß auf dem Boden und biss die Zähne zusammen. Er wollte nicht stöhnen, obgleich die Verletzung brannte, als würde jemand permanent Säure hineinkippen.
»Kannst du aufstehen, Bob?«
»Und dann?«
»Gehen wir zurück zum Wagen. Ich kann dich dort besser verbinden.« Bob Crane senkte den Kopf. Er war wütend, er war sauer, er ärgerte sich über sich selbst. Aber er sah auch ein, dass es besser war, wenn er sich fügte. Machte er jetzt weiter, hatte die andere Seite leichtes Spiel. Zudem glaubte er nicht daran, dass die Schlange allein war. Es gab noch Personen im Hintergrund, die sie leiteten oder welche, die zu ihr wollten wie zu einem Götzen.
Mit Schaudern dachte er dabei an die beiden Engländer, die nun auf sich allein gestellt waren…

***

Wir hatten die ehemalige Geisterbahn erreicht, und ich konnte mir schlecht vorstellen, dass sie so etwas wie ein Hauptquartier dieser Bande sein sollte.

Vor uns stand das kantige Gebäude, dessen Verfall auch die Dunkelheit nicht verbergen konnte.

Es gab keine Treppe mehr, die hoch zur Rampe führte, und auch das Dach hatte dem Zahn der Zeit Tribut zollen müssen. Es war an verschiedenen Stellen eingesackt, an der rechten Seite hing es völlig nach unten.

Mit einem raschen Rundblick hatte ich erkannt, dass wir uns allein hier aufhielten. Ich war auch froh über das Verhalten des Mannes mit dem Pferdeschwanz. Bisher hatte er keinerlei Anstalten getroffen, etwas gegen mich zu unternehmen.

Auch wenn die Geisterbahn außer Betrieb war, wir mussten trotzdem den gleichen Weg nehmen, den früher die Gäste gegangen waren. Eine Treppe war nicht mehr vorhanden. Mit einem großen Schritt nur konnten wir die Plattform erreichen und ich musste meinem Gefangenen hinaufhelfen. »Sind wir hier richtig?«, fragte ich.

Vor mir sah ich seinen Rücken und auch den Kopf. Als Antwort gab er mir ein Nicken.

»Geh weiter.«

Vor uns lag jetzt die Tunnelöffnung. Die rostigen Schienen waren noch zu sehen. Sie führten auf das Loch zu. Dahinter gähnte ein finsterer Schlund, als hätte ein Dämon sein Maul weit aufgerissen.

Da ich meinem Gefangenen nicht traute, hatte ich sicherheitshalber die Beretta gezogen. Sie hielt ich mit der rechten Hand, in der linken befand sich meine Leuchte.

Ich machte Licht.

Der Pferdeschwanz zuckte zusammen, als der helle Strahl an seiner linken Körperseite entlanghuschte und wie ein bleicher Kometenstreifen auf den Boden traf. Es wäre besser gewesen, das alte Innere der Geisterbahn mit einem breiten Lichtkegel auszuleuchten, eine derartige Lampe aber stand mir leider nicht zur Verfügung.

Es roch wie überall hier. Nach Fäulnis und Verwesung. Nach leichtem Brandgeruch und auch irgendwie nach verdorbenem Fleisch. Ich bewegte meine Hand ziemlich oft und produzierte so etwas wie ein kleines Lichtgewitter, das über bestimmte Gegenstände tanzte.

Grelle, aber staubig gewordene Fratzen starrten mich an: Monsterhaft, erschreckend. Teufel und Dämonen, einige von Wänden und der Decke nach unten hängend, andere standen auf dem Boden, und um sie wand sich der Schienenstrang herum.

So sah ich ein Bild, das sicherlich viele Menschen erschreckt hatte.

Ein großer Kessel war aufgestellt worden. Aus ihm schauten die Gestalten eines Mannes und einer Frau hervor. Beide steckten in diesem Gefäß, als sollten sie gekocht werden. Von den Seiten her stachen grüne Teufel mit glühenden Dreizacks auf sie ein.

»Wie weit noch?«

»Wir sind gleich da.«

Ich hatte die Antwort als gezischtes Flüstern gehört, und es war mir auch die Sicherheit in der Stimme nicht entgangen. Der Typ hatte wieder Hoffnung geschöpft, das gefiel mir weniger.

Allerdings enthielt ich mich eines weiteren Kommentars und ließ ihn gehen.

Er umrundete den Kessel mit den beiden Menschen und folgte dem Schienenstrang in die Tiefe. Immer begleitet vom Schein der Lampe, die zwar Helligkeit abstrahlte, die Atmosphäre aber noch unheimlicher gestaltete, denn dieses Wechselspiel zwischen Licht und Schatten erinnerte mich an ein lautloses Gewitter, wo der Donner zurückgehalten wurde.

Still war es auch hier. Tiere hatten in die alte Bahn eindringen können. Überall kratzte und schabte es, nur waren die Geräusche normal. Ich hatte mich daran gewöhnt.

Es ging zwar nach unten, trotzdem ließ es sich noch gut laufen.

Der Boden war nicht zu glatt. An einigen Stellen sogar aufgeraut, als wäre dort hineingehackt worden.

Morsche und feuchte Holzwände waren ein Kletterparadies für Kleingetier geworden. Harmloses Zeug, andere Dinge waren schlimmer. Je tiefer wir kamen, umso schlechter wurde die Luft. Es lag nicht nur an der natürlichen Umgebung, ich merkte auch, wie sie sich verändert hatte. Sie lag wie Blei auf meiner Zunge, und schmeckte widerlich. Ich suchte nach einem Ausdruck, fand ihn aber nicht. Vielleicht war er auch höllisch zu nennen, wer konnte das schon sagen?

Dem Mann mit dem Pferdeschwanz ging es nicht gut. Er spielte mir kein Theater vor, als er sich an der Wand abstützte, denn wenn er sein Gewicht falsch verlagerte, knickte er immer wieder ein und kam nur mit Mühe in die normale Position zurück.

Er atmete schwer. Das Keuchen vermischte sich oft genug mit Speichel, der aus seinem Mund strömte, und manchmal stieß er auch einen Fluch aus, der wahrscheinlich mir gelten sollte.

Die Schienen waren längst verrostet. Das Zeug lag wie eine braune Schicht auf den beiden Metallstreifen. Hin und wieder schauten aus der Mitte Bremsklötze oder Bretter hervor. Sie hatten die Wagen bei Gefahr gestoppt.

Ich strahlte so weit vor wie möglich. Der Lichtschein fand seinen Weg, und ich erkannte, dass sich der Schienenstrang in eine Linkskurve legte.

Wahrscheinlich befand sich dort das Ziel, das noch von einer wabernden Finsternis verdeckt wurde.

»Wie heißen Sie eigentlich?«, fragte ich den Kerl vor mir.

Er lachte. »Hast du keine anderen Sorgen?«

»Im Moment nicht.«
»Das wird sich ändern. Du kannst mich Death nennen, denn ich werde dein Tod sein.«
»Reizend, Death.«
Er drehte sich um. Sein Gesicht schien über dem Hals als bleiche, schweißtreibende Fläche zu schweben. Die Augen wirkten bösartig und gemein. Aus ihren Blicken sprach die Verachtung, die er dieser Welt gegenüber empfand. Ein Mann wie er befand sich bereits auf dem freiwilligen Weg in die Hölle.
»Geh weiter!«
»Kannst du es nicht erwarten?« Er leckte sich die Lippen. »Du weißt gar nichts, sonst würdest du verschwinden.«
»Keine Sorge, ich finde mich zurecht.«
»Crowley, wie?«
»Auch.«
Seine Augen glänzten stärker. Die Wut darin verschwand. »Er ist der Größte, der Allergrößte, das kann ich dir sagen. Er ist derjenige, den ihr…«
Da er schwieg, fragte ich weiter. »Was ist mit ihm? Was haben wir mit ihm gemacht?«
»Ihr hättet auf ihn hören sollen.«
»Vielleicht. Aber zu viele Menschen haben bereits auf die falschen Propheten gehört. Ich möchte mich nicht zu ihnen zählen. Und jetzt setz deinen Weg fort.«
»Ja, ja, schon gut, keine Panik.«
Er drehte sich wieder um. Wir hatten die Kurve beinahe erreicht.
Ich konnte es riskieren, einen Blick zurückzuwerfen. Hinter mir waberte die Dunkelheit, die sich durch meinen Lichtstrahl erhellte.
Wie ich es schon gedacht oder erhofft hatte, einen Verfolger sah ich nicht.
Plötzlich dachte ich daran, dass wir etwas abgemacht hatten. Ich hatte mich daran nicht gehalten. Ich hätte schießen sollen, um Suko und Crane Bescheid zu geben, dass mir ein Erfolg gelungen war. In der Aufregung hatte ich daran nicht gedacht. Jetzt war es zu spät.
Zwar hätten sie den Schuss sicherlich gehört, doch es wäre für sie schwer gewesen, mich zu finden.
Der Pferdeschwanz bewegte sich humpelnd weiter der Linkskurve entgegen. Was sich dahinter befand, konnte ich noch nicht sehen. Sicherlich würden wieder einige Schreckensgestalten dort lauern, so wie vor mir, als ich in die Höhe schaute. Von der Decke baumelte ein Gehängter, aus dessen Mund die Zunge wie ein Klumpen hing.
Alles an ihm war von dichtem Staub bedeckt, zudem hielten ihn Spinnweben umwickelt. Fette Räuber lauerten an den Enden der Netze und warteten auf ihre Beute.

Ich duckte mich an dem Gehängten vorbei und stellte fest, dass der Pferdeschwanzmensch das Ende der Geraden bereits erreicht hatte. Er musste sich jetzt nach links wenden, was er nicht tat, denn er war stehen geblieben, um auf mich zu warten.

»Was ist? Wollen Sie nicht weitergehen?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, es ist zu Ende.«

»Ach ja.«

Death streckte den rechten Arm aus. Er deutete dabei nicht in einen freien Tunnel, sondern gegen die Tunnelwand. »Da müssen wir rein«, erklärte er.

Da ich auf alles gefasst war, nickte ich nur. »Dann gehen Sie mal vor.«

»Gern, Mister…«

Ich rechnete mit einem Trick, mit einer Täuschung, auch mit einem plötzlichen Angriff, aber ich hatte mich geirrt. Der Mann bückte sich unter schweren Mühen. Er fuhr mit der Handfläche über den Boden und suchte nach einem Gegenstand.

Als er ihn gefunden hatte, staunte ich nicht schlecht. Es war ein dünnes Seil, das sich im Staub versteckt gehalten hatte. Jetzt hielt er es fest, und halbhoch spannte es sich über dem Boden. Ich leuchtete hin. Das zweite Ende des Seils war durch eine Öse mit der Tunnelwand verbunden.

»Dort?«

Er keuchte heftig und nickte. Die Zunge streckte er aus dem Mund, als wollte er den Gehängten imitieren. Plötzlichkam er mir widerlich vor, wie eine Gestalt, die sich nicht entscheiden konnte, ob sie Mensch bleiben oder Dämon werden sollte.

Arm und Hand bewegten sich ruckartig. Der Druck pflanzte sich über das Seil hinweg fort, erreichte die Tür, die nur halbhoch war und erbärmlich knarrte, als sie aufgezogen wurde.

»Was ist das?«, fragte ich, auf das dunkle Loch starrend.

»Der Eingang ins Paradies.«

»Eher zur Hölle, wie?«

»Sie ist für uns das Paradies.«

»Geh vor.«

Er stierte mich an. »Und du willst wirklich immer hinter mir bleiben?«

»Sicher.«

»Ha, ha, ha, ha…« Geifernd und wie ein Kasper lachte er mich aus. Er verdrehte dabei die Augen, und sein Gesicht nahm dadurch einen dümmlichen Ausdruck an, von dem ich mich allerdings nicht täuschen ließ. Es konnte durchaus sein, dass er mir etwas vorspielte, und deshalb blieb ich gelassen. Der Pferdeschwanz tauchte unter. Es fiel ihm wegen seines Beines nicht ganz leicht, doch er biss die Zähne

zusammen, drehte mir den Rücken zu und verschwand im Loch.
Ich dachte an das Märchen von Hänsel und Gretel. Da hatte die Hexe die Kinder in ein Ofenloch gesteckt, und so ähnlich kam mir dieser Vorgang auch vor, nur dass aus dieser Öffnung keine Flammen schlugen, wohl ein kalter und auch ekliger Geruch nach Schimmel, Blut und Fleisch. Kurz gesagt, es roch nach Tod und Verderben.
Trotzdem kroch ich in das Loch hinein.
Die Lampe leuchtete auch jetzt. Nurhatte ich sie nicht nach vorn gerichtet. Ihr Strahl tupfte gegen einen sehr schmutzigen Boden, auf dem der Dreck in dicken Flocken lag.
Aufrichten konnte ich mich nicht. Dieser Tunnel blieb einfach zu niedrig. An den Wänden führten schwarzgraue Kabelstränge entlang. Sie ähnelten langen Schlangen, denen man das Leben genommen hatte.
Der Mann mit dem Pferdeschwanz machte es sich einfacher. Er ging nicht geduckt, sondern bewegte sich auf Händen und Füßen weiter. Ziemlich flott sogar, ein Beweis, dass ihm diese Strecke bestimmt nicht unbekannt war.
Ich vernahm seinen Atem. Bei jedem Keuchlaut hörte es sich an, als würde er etwas ausspeien. Das interessierte mich nicht mehr, denn ein anderes Geräusch hatte meine Aufmerksamkeit erweckt.
Poch… poch …
Es hörte sich dumpf an. Laut und gleichzeitig gedämpft. Es passte in diese düstere, unheimliche Atmosphäre wie die Faust aufs Auge.
Ein Hammerwerk der Hölle schien hier in Betrieb genommen worden zu sein, ohne dass die Kraft ausreichte, um Wände oder die Decke in meiner Nähe erzittern zu lassen.
Poch… poch …
Ein Schauer rann über meinen Rücken, während sich mein Vordermann diebisch freute, mir jedoch keine Erklärung für dieses verdammte Geräusch gönnte.
Ich dachte selbst darüber nach. Ließ den Fall vor meinem geistigen Auge noch einmal abrollen und gelangte zu dem Entschluss, dass diese Laute unmittelbar damit zu tun hatten.
Ja, es gab einen Grund.
Das war kein Hammerwerk.
Das war der Schlag eines Herzens! – Plötzlich hatte ich den Eindruck, von einem Panzer umgeben zu sein. War ich denn nicht wegen eines Herzens hergekommen? Natürlich, genau das war der eigentliche Grund meines Kommens gewesen. Es ging um das Herz eines gewissen Henry St. Clair, um ein totes Herz, das jemand aus einem Grab gestohlen hatte.
Lebte es jetzt wieder? War es sein Schlag, der mir hier so unheimlich entgegenhallte?

Death stoppte.
Er drehte den Kopf.
Sein Gesicht zeigte eine bestialische Wildheit, in die ich hineinleuchtete. Er kniff nicht einmal die Augen zusammen, als das Licht ihn erwischte. Dieser Mann zeigte keine Reaktion, denn er stand wie unter einer starken Droge.
»Was hast du?«
Einen Arm hob er an und wischte mit dem Handrücken fettigen Speichel von seinen Lippen. Es hätte mich nicht gewundert, wenn er plötzlich einen Wurm in die Hand genommen hätte, um ihn genussvoll zu zerbeißen oder eine Spinne zu zerknacken.
»Bald«, flüsterte er, »bald…«
»Klar, ich kann es kaum erwarten.«
Er spitzte die Lippen, und sein Mund bildete dabei eine Tulpe.
»Du wirst gefressen, Mensch. Von der Hölle gefressen. Du wirst aufgesaugt werden. Man wird dich schlürfen.«
»Alles klar, weiter!«
»Ha!« Mehr sagte er nicht, drehte sich um und krabbelte wieder in die alte Richtung. Er bewegte sich schneller als zuvor und schien es mehr als eilig zu haben.
Einen Grund entdeckte ich noch nicht, denn der Tunnel zeigte keine Ausdehnung. Das war auch nicht nötig, denn plötzlich schien die Verletzung den Pferdeschwanz nicht mehr zu behindern. Nahezu leichtfüßig kam er in die Höhe, warf auch die Arme hoch und stürmte torkelnd vor und dabei dem laut pochenden Geräusch entgegen.
Ich hatte nicht damit gerechnet, ließ ihm zwangsläufig den Vorsprung und holte ihn erst später ein.
Da hatte er bereits das Ziel erreicht.
Es war eine Höhle, ein Keller – jedenfalls irgendwas in dieser Richtung, und Death hatte seine Arme gegen die Decke gestreckt, als wollte er dort etwas umfangen.
Es gab Licht.
Fackeln verstreuten es. Sie waren um das Zentrum herum gebaut und ließen den Rest der Höhle im Dunkeln.
Poch… poch …
So aus der Nähe erlebte ich den Schlag so laut, als wollte er mir die Trommelfelle sprengen. Aber ich hörte noch etwas anderes. Leise, spitze, ferne Schreie, die einfach von einer Frau stammen mussten.
Das alles drückte ich in den Hintergrund. Mich interessierte nur die Szene inmitten des Lichts.
Was ich da präsentiert bekam, hatte ich noch nie im Leben gesehen…

***

Das Böse war unterwegs!

Die Schlange hatte das Kreuz gefunden, und sie hatte sich seiner bemächtigt. So war das uralte Vermächtnis eingelöst worden, denn die Crowley-Jünger hatten es nicht vergessen.

Ihr Vermächtnis.

Aus dem Paradies war sie vertrieben worden. Sie hatte sich im Staub wälzen müssen, sie war zertreten worden, die Menschen hatten sie gehasst und gefürchtet. Sie hatten Jagd auf sie gemacht, aber die Schlange hatte überlebt, weil sie es immer wieder schaffte, sich zu verkriechen und zu verstecken.

Und immer dann, wenn die Zeit besonders günstig gewesen war, hatte sie ihr Versteck verlassen, war daraus hervorgekrochen und hatte ihre bösen Zeichen gesetzt.

Nun aber stand sie dicht vor dem Ziel.

Das Kreuz war besiegt worden, und hatte sie die Schrecken des Paradieses vergessen lassen.

Das Spiel begann von vorn, nur diesmal galten ihre Regeln und die Muster des Bösen.

Luzifer lauerte im Hintergrund. Er wollte den Sieg, er würde ihn bekommen.

Alle waren gerüstet.

Das Ziel lag nahe, sehr nahe sogar. Und weil es eben so nahe lag, hatte die Schlange sich nicht zu lange aufhalten lassen dürfen. Sie hätte gern getötet, leider hätte es sie nur Zeit gekostet. So schlängelte sie sich weiter durch die Dunkelheit und durch das Gras, das sie wunderbar schützte.

Sie roch ihr Ziel.

Dort wartete man auf sie, man hatte alles vorbereitet, sie brauchte nur in das Dunkel der Erde zu gleiten, was sie auch tat. In der Nähe eines alten, düsteren Baus fand sie die Lücke, und sie folgte dem Geruch des Bösen…

***

Suko hatte zwar keinen Schädel aus Eisen, aber er konnte einstecken, mehr jedenfalls als die meisten Menschen. Aus diesem Grund erwachte er auch ziemlich früh aus seiner Bewusstlosigkeit und musste sehr schnell feststellen, dass man ihn wehrlos gemacht hatte.

Sein Gedächtnis hatte nicht gelitten. Sehr schnell erinnerte er sich an den Glatzkopf, der ihn niedergeschlagen hatte, und er spürte auch den Schmerz an Hals und Kehle, der sich dort festgebissen hatte. Die Arme konnte er nicht anheben, denn sie waren ihm mit Stricken auf dem Rücken zusammengebunden worden.

Er wusste nur nicht, wo er sich befand.

Die Dunkelheit umgab ihn wie pechschwarze Watte. Sie drückte nicht nur auf seinen Körper, sie legte sich auch über sein Gemüt, aber

er riss sich zusammen, denn Depressionen wollte er nicht erst aufkommen lassen.

Da er nichts erkennen konnte, konzentrierte sich Suko auf die ihn umgebenden Gerüche.

Sie waren anders, sie waren fremd, und zunächst stellte er fest, dass er nicht mehr im Freien lag, denn da hätte es anders gerochen.

Man hatte ihn in einen stickigen, sehr dumpfen Raum gepackt.

Wahrscheinlich in ein Verlies, in das nicht einmal der kleinste Lichtschimmer hineindringen konnte.

Lag er allein?

Bisher hatte er die Nähe eines Menschen nicht gespürt. Keine Schritte gehört, kein Keuchen, keine gefährlichen Laute, es war alles so still geblieben.

Suko wusste, dass er oder dass sie kommen würden. Sie hatten ihn nicht grundlos niedergeschlagen. Sie hassten die Menschen, und sie hassten besonders diejenigen, die ihnen auf der Spur waren und ihnen auch gefährlich werden konnten.

Seine Bauchlage passte ihm nicht. Die Arme waren verdreht, führten aber hinter dem Rücken zusammen und waren dort gefesselt. Er hatte schon beim Erwachen versucht, die Hände zu bewegen, das war ihm nicht gelungen. Zwar konnte er die Handgelenke gegeneinander reiben, doch die Finger blieben steif. Mit ihnen kam er nicht an die Fesseln heran.

Das Dunkel blieb, die Stille ebenfalls.

Dennoch glaubte Suko daran, dass erso mutterseelenallein nicht lag. Es gab etwas in seiner Umgebung, das sich noch versteckt hielt und erst später hervorkriechen würde.

Zudem hörte er auch etwas.

Das Geräusch war ihm zuvor kaum aufgefallen, weil es seinen Ursprung in weiter Ferne gehabt hatte. Aber es hörte nicht auf, und Suko sah sich gezwungen, sich näher damit zu beschäftigen, und deshalb konzentrierte er sich auch darauf.

Ein dumpfes Schlagen, ein Pochen…

Weit weg, aber hörbar.

So hörbar wie die schlurfenden Schritte, die sich ihm näherten. Dazwischen hörte er ein heftiges Grunzen oder Keuchen, als wäre das Wesen, das sich ihm näherte, ein Tier oder irgendeine Abart davon, aber kein Mensch.

Suko blieb bewegungslos liegen. Er wollte sich nicht provozieren oder erkennen lassen, dass er bereits aus der Bewusstlosigkeit erwacht war. Suko wollte warten, bis der oder das andere ihn erreicht hatte, und er wollte wissen, wie es weiterging.

Er kam.

Dann war er da.

Suko hörte ein Rascheln und auch ein leises Knacken, das entstanden sein könnte, weil der andere sich gebückt hatte. Es war in seiner unmittelbaren Nähe, er konnte es riechen, und er wusste noch immer nicht, um wen es sich dabei handelte.

Er tippte auf den Glatzkopf, aber das war nicht sicher.

Und dann schrak er zusammen, als eine Hand ihn berührte. Sie lag auf seinem rechten Oberschenkel, die Finger hatten sich gekrümmt und in das Fleisch hineingegraben.

»Na…«

Er konnte sprechen, es war ein Mensch. Suko wurde dies bewusst, doch es fiel ihm dabei kein Stein vom Herzen.

War es nicht die Stimme des Glatzkopfs gewesen?

»Wer bist du?«

Die Hand löste sich von seinem Oberschenkel. Suko nahm an, dass sie über ihm schwebte, doch er konzentrierte sich dabei auf die Antwort. »Ich bin dein Henker, dein Töter…«

Er schwieg.

Der andere kicherte. Er musste dicht neben Suko kauern, denn der Inspektor hörte am Rascheln der Kleidung, wie sich der Kerl in der Finsternis, bewegte. Als er das Schnicken hörte, Funken sah und die Flamme entdeckte, war ihm klar, dass der Kerl ein Feuerzeug angezündet hatte. Da Suko auf dem Bauch lag, konnte er den Mann trotz der Lichtinsel nicht erkennen. Das Licht blieb, es brannte ruhig an seiner rechten Seite, und Suko drehte den Kopf.

Er sah tatsächlich die Flamme, die auf dem Docht einer Kerze tanzte, und neben ihr die Gestalt und den Schatten eines Mannes, der die Kerze festhielt, sich dabei geduckt bewegte und seine wertvolle Last vorsichtig trug.

Es war ein Schemel mit vier schrägen Beinen, auf dem die Kerze stand. Auch der Mann geriet in den Kerzenschein. Seine Glatze schimmerte leicht rötlich, und das Licht ließ das Gesicht aussehen wie eine böse Dämonenfratze.

Langsam drehte er sich um.

Ein hässlicher Mann, doch das war Suko egal. Nach dem Äußeren eines Menschen war er nie gegangen. Es gab Schönlinge, die als Verbrecher Karriere gemacht hatten, und es gab sogenannte schlecht aussehende Menschen, die sich als wertvoll herausgestellt hatten.

»Ich bin Pia«

»Na und?«

»Du wirst mich noch näher kennen lernen.« Pia trat an Suko heran und wälzte ihn auf den Rücken, damit er besser sehen konnte. Sein Gewicht hatte er leider auf die gefesselten Hände verlagert. Er spürte den Druck und die bösen Schmerzen.

Kalt war die Mündung, die seine Wange berührte. Der Glatzkopf

hatte sich neben ihn gekniet.

»Schau nach oben«, flüsterte er. »Von der Decke baumelt eine Schlinge. Siehst du sie?«

Suko konnte sie jetzt erkennen.

»Deshalb kannst du wählen. Entweder schieße ich dir das Gehirn aus dem Schädel – oder ich hänge dich auf. Was ist dir lieber? Antworte, aber antworte schnell…«

ENDE des zweiten Teils